Friedrich der Große

und

der siebenjährige Krieg.

Blätter der Erinnerung

bei Gelegenheit der hundertjährigen Jubelfeier des Hubertsburger Friedens

für's Volk bearbeitet

von

Ferdinand Schrader.

Glogau.

Druck und Verlag von Carl Flemming.

1863.

„Die Trommel ruft, Drommete klingt,
Wir ziehen fort zum Streite,
Wo uns König Friedrich den Sieg verspricht.
Wenn der ganze Erdenkreis sich auch mit ihm entzweite,
Bleiben seine Preußen treu, so fürcht't er sich nicht.

Lebt Alle wohl, viel tausendmal,
Ihr Väter, Mütter, Brüder,
Schwestern — und die liebste Herzliebste mein.
Wenn der König Friede macht, so komme ich schon wieder,
Fall ich aber, will ich auch zufrieden sein."

„Lenore" von Karl v. Holtei.

Vorwort.

Das gegenwärtige Schriftchen hat seine Entstehung der Erinnerung an die bevorstehende hundertjährige Jubelfeier des Hubertsburger Friedens zu verdanken, welcher bekanntlich den blutigen siebenjährigen Krieg zum Abschluß brachte. Der siebenjährige Krieg bildet eine großartige Episode in der Geschichte Preußens und im Leben des großen Friedrich, und wie oft derselbe auch schon beschrieben worden ist, so bietet er doch immer neue Züge und neues Interesse dar. Er zeigt uns den König theils auf der Höhe seines Ruhmesglanzes, theils, vom Mißgeschick verfolgt, bis in den Staub gebeugt, aber nur, um im nächsten Augenblicke wieder von seinem Genius zu neuen Heldenthaten emporgerissen zu werden. Gerade diese Charakterentfaltung des großen Königs ist es, welche diesen Krieg so interessant erscheinen läßt.

Das Schriftchen ist weit entfernt, Anspruch auf kriegswissenschaftliche Bedeutung machen zu wollen. Vielmehr hatte der Verfasser keine andere Absicht, als dem Publikum ein Werkchen zu übergeben, das in schlichter

Einfachheit die hervorragendsten Begebenheiten des siebenjährigen Krieges vor die Seele des Lesers führen und den König in den verschiedensten Lebenslagen darstellen soll. Wie weit ihm das gelungen ist, mag der Kritik zu beurtheilen überlassen bleiben.

In der Hoffnung, durch dieses Schriftchen dem vielseitigen Verlangen nach einer kurzgefaßten, volksthümlichen Schilderung des siebenjährigen Krieges genügt und die Erinnerung an eines der großartigsten Ereignisse, welche die preußische Geschichte aufzuweisen hat, wach gerufen zu haben, legt der Verfasser das Schriftchen vertrauensvoll dem preußischen und deutschen Volke ans Herz. Möge es eine freundliche Aufnahme finden!

Naumburg a./S., im Frühjahre 1862.

Der Verfasser.

Wir leben in einer Zeit des goldnen Friedens, wie unsern Vorvordern auch vor hundert Jahren zu Theil wurde, nachdem wilde Kriegsstürme einen Theil von Deutschland sieben lange Jahre hindurch verheert und seiner Bevölkerung Elend und Tod gebracht hatten. Am schlimmsten war damals Preußen daran, und nur seinem ritterlichen, mit hohen geistigen Eigenschaften begabten König haben wir es zu verdanken, daß das kaum erstandene Königreich nicht auf sein ursprüngliches Gebiet wieder herabgedrückt wurde. Wenigstens an Gegnern, die das wollten, fehlte es nicht.

Die Ursache des siebenjährigen Krieges war Schlesien, das Friedrich der Große in einem vorhergegangenen Kampfe Oesterreich entrissen hatte und dessen Verlust Maria Theresia nicht zu überwinden vermochte. Man sagt, daß sie Thränen geweint, wenn sie einen Schlesier gesehen habe. Bei dieser besondern Vorliebe für Schlesien darf es nicht Wunder nehmen, wenn der Gemahl dieser

hochherzigen Kaiserin, Franz I., im Stillen auf Mittel sann, um den verlornen Landestheil wieder an sich zu bringen. Er hatte sich daher im Geheimen mit Rußland, Frankreich und Schweden zu verbinden gewußt, und war außerdem noch der Hülfe Sachsens und der Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten sicher. So vereint, wollte man Preußen angreifen und es wieder zu einer ursprünglichen Markgrafschaft Brandenburg machen; dabei sollte Schlesien an Oesterreich, Westfalen an Frankreich, das Bisthum Magdeburg an Sachsen, Pommern an Schweden und Preußen an Rußland vertheilt werden. Der Plan war ganz allerliebst, nur hätte der alte Fritz nicht auf dem Throne sitzen müssen, um ihn zu vereiteln. Sein schlauer Blick hatte aber wohl auszuspähen gewußt, daß man gegen ihn etwas im Schilde führe. Zwei Kreaturen reichten ihm dazu hülfreich die Hand. Wenzel, ein Geheimschreiber in Dresden, und Weingarten, ein Beamter bei der österreichischen Gesandtschaft in Berlin, hatten sich für Geld bereit finden lassen, dem König von dem ihm drohenden Verhängniß Kunde zu geben. Geräuschlos traf er schleunigst seine Gegenmaßregeln; er vergrößerte seine Heeresmacht, schloß ein Bündniß mit England, das damals noch im Besitz Hannovers war, und zog außerdem noch einige Reichsfürsten, so nament-

lich Braunschweig, Hessen-Kassel und Gotha auf seine Seite. Mit diesen geringen Kräften wagte er es, seinen mächtigen Gegnern die Spitze zu bieten.

Friedrich aber dachte: Frisch gewagt ist halb gewonnen. Geräuschlos, wie er sein Heer in Kriegsbereitschaft gesetzt, so wußte er auch seine Truppen nach einem Punkte zu leiten. Er ertheilte seinen Regimentern im Herbst 1756 den Befehl, in das Kurfürstenthum Sachsen einzumarschiren. In drei Heerhaufen überzog er das schöne fruchtbare Land, während der Feldmarschall Schwerin mit einem vierten Böhmen in Besitz nahm. Wenige Tage reichten hin, um sich der ansehnlichsten Städte zu bemächtigen. Diese feindselige Maßregel wurde mit so überraschender Schnelligkeit ausgeführt, daß der Kurfürst kaum seiner persönlichen Gefangennahme entging, und seine Gemahlin und Kinder in Dresden überrascht, aber mit allen ihnen schuldigen Rücksichten behandelt wurden. Dieses unvorhergesehene Ereigniß brachte im ganzen Sachsenlande einen gewaltigen Schrecken hervor. Am niederschlagendsten wirkte die Nachricht davon am österreichischen Hofe; dort schrie man über Verrath und Landesfriedensbruch, ja der Kaiser bedrohte sogar den kühnen Eindringling mit der Reichsacht. Friedrich aber kümmerte sich nicht darum; ihm lag nur daran

den Kurfürsten von dem österreichischen Bündnisse abwendig zu machen. Erst als ihm dies nicht gelang, fing er an, das Land feindlich zu behandeln. Der Kurfürst hatte inzwischen ein Lager bei Pirna bezogen, um desto leichter sich mit der österreichischen Armee vereinigen zu können. Friedrich aber wußte es so eng einzuschließen, daß die sächsischen Truppen bald der bittersten Noth ausgesetzt waren. Boten über Boten sandte der Kurfürst, um Hülfe bittend, an Maria Theresia. Diese, tief empört über das kühne Wagstück des Königs, ließ sich erbitten und sandte ihren Feldmarschall Brown mit 70,000 Mann in der sichern Voraussicht dahin ab, daß er den König mit einem Schlage vernichten würde. Dieser aber wartete die Ankunft seines Gegners nicht ab, theilte vielmehr sein Heer und zog ihm mit etwa 24,000 Mann kühn entgegen, während er die andere Hälfte zur Bewachung des Pirnaischen Lagers zurückließ. Bei Lowositz erfolgte der Zusammenstoß. Es entspann sich ein furchtbarer sechsstündiger Kampf, und es hatte um so weniger den Anschein, als ob die preußische Heeresmacht den Sieg davontragen würde, da die Zahl der Gegner in keinem Verhältnisse stand. Ein Unterliegen schien um so sicherer, als den preußischen Truppen die Munition ausging. Nur die Geistesgegen-

wart eines Generals rettete das Heer vor einer ersten Niederlage. Als ihm zu Ohren kam, daß kein Pulver und Blei mehr vorhanden sei, da rief er kaltblütig: „Das darf uns nicht irre machen, Kinder. Nehmt das Bayonnett und treibt die Feinde zurück!“ Die wackern Krieger befolgten den Befehl und drangen so muthig auf die Oesterreicher ein, daß sie in kurzer Zeit Herren des Kampfplatzes waren. Das war der erste Sieg im siebenjährigen Kriege. Der König war hocherfreut und schrieb noch an demselben Tage an den Feldmarschall Schwerin die Worte: „Ich sage Ihnen Nichts von den Truppen, Sie kennen sie; aber das sage ich Ihnen, nie haben meine Krieger solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandiren. Jetzt habe ich gesehen, was sie vermögen.“

Der Sieg war ein gewaltiger Donnerschlag für die Feinde des Preußenkönigs. Die sächsischen Truppen im Lager bei Pirna streckten, von der bittersten Noth getrieben und halb verhungert, 14,000 Mann stark, das Gewehr. Die Offiziere wurden entlassen, nachdem ihnen der Eid abgenommen war, nichts Feindseliges mehr gegen Preußen zu unternehmen; die Gemeinen dagegen wurden in die preußische Armee gesteckt, was aber für den König kein besonderer Gewinn war, da sie bei der

ersten Gelegenheit wieder davonliefen. Der errungene Sieg bei Lowositz hatte jedoch für Preußen in moralischer Beziehung die wichtigsten Folgen; er war die herrlichste Einleitung für die nunmehr folgenden Kämpfe des siebenjährigen Krieges.

Friedrich benutzte die darauf folgenden Wintermonate, um seine Heeresmacht zu vermehren und sie in einen kriegstüchtigen Stand zu setzen; denn es war vorauszusehen, daß die durch den glücklichen Sieg bei Lowositz schwergereizten Feinde Alles aufbieten würden, ihn zu erdrücken. Hatte doch Kaiser Franz I. unter dem Vorwande, daß der König von Preußen, weil er in Sachsen eingefallen sei, Landesfriedensbruch verübt, die deutschen Reichsfürsten aufgestachelt, eine Armee von 60,000 Mann gegen ihn ins Feld zu stellen. Im Ganzen hatte Friedrich eine halbe Million Streiter gegen sich, denen er nur die kleine Heeresmacht von etwas mehr als 200,000 Mann entgegenzustellen vermochte. Das war gewiß ein großer Abstand, und jeder Andre an seiner Stelle würde Angesichts einer solchen Feindeszahl sicher verzagt sein. Friedrich aber verzagte nicht; er baute zunächst auf seinen genialen Geist, auf die treue Anhänglichkeit und den unbedingten Gehorsam seiner Offiziere, sowie überhaupt auf seine tapfern, gut geschulten Krieger, deren jeder

bereit war, sich für ihn todtschlagen zu lassen. Bei solchen Eigenschaften und mit solchen Kerntruppen konnte er es wohl wagen, den Kampf mit seinen an Zahl ihm doppelt überlegenen Feinden aufzunehmen. Ohne sich lange zu besinnen, rückte er im Frühjahr 1757 nach Böhmen vor und bestimmte, sein Quartier bei einem Bauer in einem Dorfe nahe an der sächsischen Grenze nehmen zu wollen. Es ward deshalb das Nöthige vorangeschickt und die königlichen Diener kündigten dem Bauer an, daß der König von Preußen diese Nacht in seiner Stube essen und schlafen würde. Der Bauer stellt sich sogleich in seine Thür, um die Pracht und die solenne Ankunft desselben so recht in Augenschein zu nehmen. Er geht nicht von der Stelle und sieht am Ende einen Mann, in einen blauen Mantel gehüllt und von zwei Offizieren begleitet, vor der Thüre absteigen. Der Bauer fragte den Mann, ob er auch zu des Königs Leuten gehöre, und bedeutete ihm dabei, daß er sich in diesem Falle zum Nachbar verfügen müsse. „Ich bin nicht von den Bedienten des Königs," war die Antwort des Ankommenden, welcher Niemand anders als der König selbst war, „aber er hat mich zu Tische genöthigt." — „Nun, Herr, dann ist's gut, gehe Er so lange in diese Kammer und bürste Er sich die Stiefeln ab." Hierauf

kamen verschiedene Generale und Adjutanten, die dem König ihre schuldige Unterthänigkeit bezeigten. Der Bauer stutzte, wußte nicht, woran er war, und trat erschrocken in einen Winkel. Dies bemerkte der König und sagte: „Bleib' doch so lange hier, bis der König kommt.“ Der Bauer lächelte schelmisch: „Ich weiß wohl,“ hub er endlich an, „Sie wollen mich zum Narren haben. Der Herr ist wohl gar der König selbst.“ Der König lachte und ging darauf mit einigen Generalen nach der Stube. Der Bauer kroch nun aus seinem Winkel hervor, schüttelte bedenklich den Kopf und sagte endlich, nachdem er sich wieder erholt hatte, zu einem Lakaien des Königs: „Der König von Preußen geht aber auch in seiner Kleidung gar zu schlecht! Der drückt seine Bauern gewiß nicht.“

Am andern Morgen setzte der König seinen Marsch fort und suchte den Feind auf, der seine Stellung auf den Höhen vor Prag genommen hatte. Bevor er aber dorthin gelangte, mußte er den Paß bei Paskopal in Böhmen passiren. Aus Vorsorge hielt er es für nöthig, denselben zu rekognosziren, und schickte in dieser Absicht 150 Husaren voraus, damit diese untersuchen sollten, ob die Wege stark besetzt wären. Die Husaren hörten einige Schüsse fallen, ritten daher, ohne weitere Unter-

suchung zum König zurück und rapportirten, alle Zugänge und Wege wären stark mit Husaren und Panduren besetzt. Der König, welcher bereits vom Gegentheil überführt war, gab dem kommandirenden Offizier einen derben Verweis, der sich mit einem „Scheer' Er sich zum Teufel!" schloß. Darauf kommandirte er selbst: „Husaren, folgt mir: marsch!" Nach kurzer Zeit brachten die Husaren 20 Panduren und 7 ungarische Husaren, die in den Gebüschen gelauert hatten, gefangen ein. Der König fand den Paß zwar schwer passirbar, aber vom Feinde unbesetzt, und gelangte noch an dem nämlichen Tage mit der Armee glücklich hindurch. Bald darauf erreichte man Prag. Hier sollte der Angriff beginnen; das Terrain schien günstig, denn weithin dehnte sich eine mit sprossenden Gräsern bewachsene Wiesenfläche aus. Schwerin mahnte jedoch zur Vorsicht, indem er diese Wiesen für Sumpf halte, in welchem Reiter und Kanonen beim Angriff unrettbar versinken würden. Er rieth überhaupt, den von einem weiten Marsche angegriffenen Truppen eine kurze Rast zu gönnen; aber der König wich von seinem einmal gefaßten Plane nicht ab. „Nichts, nichts," entgegnete dieser, „ich muß noch heute den Feind angreifen, es koste, was es wolle. Frische Fische, gute Fische!" Die Augen des greisen Feldherrn

funkelten; von einer geheimnißvollen Ahnung ergriffen drückte er den Helm tief auf's Haupt und rief: „Soll und muß denn heute gerade die Schlacht geschlagen werden, so will ich die Oesterreicher hier angreifen, wo ich sie sehe." Der König ertheilte den Befehl zum Angriff. Wie wilde Heereswogen stürzte sich, Schwerin an der Spitze, die Reiterei auf den Feind, aber wie der greise Feldherr vorausgesagt, so bestätigte es sich auch. Kanonen und Reiter wurden in ihren Bewegungen durch das sumpfige Terrain verhindert; von den Höhen herab sandten die feindlichen Batterieen ihre mörderischen Geschosse, ganze Reihen der tapfern Preußen wurden niedergemäht, und schon waren sie nicht mehr vorwärts zu bringen, als der 73jährige Schwerin einem fliehenden Fähndrich die Fahne entriß und mit dem Rufe vorwärts stürmte: „Heran, Kinder, heran! Mir nach, wer kein Feiger ist!" Er eilte voran, und mit Begeisterung folgten ihm die tapfern Schaaren in den hageldichten Kugelregen. Aber kaum hatte der kühne Führer zehn Schritte vorwärts gethan, so zerfleischten vier tückische Kartätschenkugeln seine tapfere Heldenbrust, und entseelt sank er zu Boden. General Manteuffel entriß der Hand des todten Freundes die Fahne und rief den ihm folgenden Reiterschaaren zu: „Jetzt gilt es, den Tod eines

großen Mannes zu rächen. D'rum muthig vorwärts, Kinder!" Nun hielt die tapfern Preußen nichts mehr zurück, Schwerin's Tod hatte sie bis zur Wuth gereizt. Zwar lichteten die Feuerschlünde ganz entsetzlich ihre Reihen, aber sie scheuten weder Noth noch Tod, erklimmten die Höhen und richteten unter den feindlichen Kriegern ein furchtbares Blutbad an. Sie fochten wie Löwen, und bald hatten sie den Sieg gewonnen. Aber welch einen Sieg! 16,000 tapfere Preußen bedeckten das Schlachtfeld, den edlen Schwerin nicht gerechnet, der, nach dem Ausspruche Friedrich's, allein eine Armee von 10,000 Mann aufwog. So endete eine der blutigsten Schlachten des siebenjährigen Krieges, die Schlacht bei Prag, den 6. Mai 1757.

Die österreichischen Krieger suchten Zuflucht in Böhmen's Hauptstadt, die von dem preußischen Heere eng eingeschlossen und mit glühenden Kugeln beschossen wurde. Die Bewohner wurden von namenlosem Elend heimgesucht, und die Hungersnoth, die zum Ausbruch kam, forderte zahlreiche Opfer. Fast hielt sich die österreichische Besatzung für verloren, und schon wollte man zu Unterhandlungen wegen der Uebergabe schreiten, als sich die Nachricht verbreitete, daß der Feldmarschall Daun mit einem 66,000 Mann starken Hülfskorps im Anzuge

begriffen sei. Friedrich zog ihm mit 32,000 Kerntruppen entgegen und hoffte, mit dieser geringen Macht den Oesterreichern die Spitze bieten zu können. Bald wurden die beiden Heere sich ansichtig und bei Kollin kam es zur Schlacht. Das Glück war im Anfange den Preußen günstig, und sie hieben so wacker drein, daß Daun schon an den Rückzug dachte. Da fiel es dem König mitten im Kampfe ein, seinen ursprünglichen Plan zu ändern. Mehrere Generale widerriethen es ihm, und als er seinen Vorsatz dennoch ausführte, verweigerten sie ihm den Gehorsam, denn sie sahen voraus, daß es zum Unheil führen würde. Erst als der König mit gezogenem Degen auf sie zueilte und sie ernstlich an ihre Pflicht erinnerte, nahmen sie das Kommando wieder auf, aber Mißmuth und Verwirrung ließen keine Einheit mehr in die Handlung kommen; Oesterreicher und Sachsen drangen in die entstehenden Lücken wüthend ein und wurden Sieger des Platzes. 14,000 Preußen bedeckten theils todt, theils verwundet das Schlachtfeld. Der Rest des Heeres trat in geordneten Zügen den Rückmarsch an und Daun wagte es nicht, den Feind zu verfolgen.

Voller Mißmuth war Friedrich seinem geschlagenen Heere vorausgesprengt und hatte die Richtung nach dem Städtchen Nimburg eingeschlagen. Unterwegs mußte

mehrmals angehalten und abgestiegen werden, um die Pferde tränken zu können. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß ihm ein alter Reiter in seinem Hute einen erfrischenden Trunk aus dem Pferdeeimer brachte und ihm denselben mit den treuherzigen Worten darreichte: „Trink, Majestät, und laß Bataille Bataille sein; ich bin nur heilfroh, daß Sie noch leben; unser Herrgott lebt ja auch noch und der kann uns wieder Sieg geben.“ Das ernste Gesicht des Königs verzog sich zu einem heitern Lächeln, indem er entgegnete: „Meinst Du, Alter?“ Dieser nickte zustimmend mit dem Kopfe und bald ging der Zug weiter. Der König befand sich in einer ungemein düstern Stimmung, und in solchen Momenten durfte ihn Niemand stören. Er hatte mit seiner Umgebung Nimburg erreicht. Ohne ein Wort zu sagen schlich er seitwärts, setzte sich gedankenvoll auf eine alte Brunnenröhre und malte mit seinem Krückstocke die wunderlichsten Figuren im Sande. Die Offiziere, welche es bemerkt hatten, traten leise hinzu und sahen seinem Spiel bewegt, aber in tiefer Stille zu. Plötzlich sprang er auf und sagte mit heiterem Lächeln zu seiner Umgebung: „Meine Herren, die Zeit ist edel, wir dürfen nicht zaudern.“ Ohne sich merken zu lassen, daß durch den Verlust der Schlacht sein Innerstes tief erregt war,

ertheilte er die nöthigen Befehle, und bald darauf flogen eilende Adjutanten nach allen Seiten hin. Selbst das Erscheinen seiner schönen Garde, die bei Kollin so übel zugerichtet worden war, daß von 1000 Mann nur noch 200 zurückkehrten, trübte nicht die Heiterkeit seines Geistes. „Kinder," rief er ihnen voll Rührung zu, „Ihr habt einen schlimmen Tag gehabt." — „Ist das wohl zu verwundern," antworteten die Krieger, „wenn wir so schlecht angeführt werden!" — „Nun habt nur Geduld, lieben Freunde," erwiderte Friedrich, „ich werde Alles wieder gut machen."

Die Feinde des Königs jubelten bei der Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Kollin und hielten die Zeit für geeignet, ihm von allen Seiten auf den Leib zu rücken. — Im Osten drangen 100,000 Russen in Preußen ein, und auch die Schweden wollten ihre Tapferkeit beweisen und fielen in Pommern ein. Diese wurden jedoch durch den General Balling zurückgeschlagen. Weniger glücklich war indeß General Lehwald den Russen gegenüber, denen er nur ein Heer von 32,000 Mann entgegenzustellen hatte. In dem Treffen bei Groß-jägerndorf wurde er daher auch überwältigt und zur Flucht genöthigt, so daß die Russen mit leichter Mühe bis Brandenburg hätten vordringen können. General

Czernitscheff benutzte aber seinen Sieg nicht, sondern zog sich vielmehr nach der ostpreußischen Grenze zurück, ein Umstand, der darin seinen Grund hatte, daß Czernitscheff, obschon er von der kriegslustigen Kaiserin Elisabeth die gemessensten Befehle zur ernsten Kriegführung erhalten hatte, von dem Großfürsten Peter bedeutet worden war, die Sache nicht zu ernst zu nehmen, vielmehr, wenn es sich thun lasse, ein Auge zuzudrücken; denn er sei dem König nicht feindlich gesinnt und gedenke auch künftig mit ihm gute Nachbarschaft zu halten.

So lächelte dem König auch hier wieder ein Glücksstern, wo er es am wenigsten erwartet hatte. Auch von den Bewohnern seiner Lande empfing er rührende Beweise von Liebe und Anhänglichkeit, indem man in Pommern, Brandenburg und Magdeburg gleichsam wetteiferte, den ihm bei Kollin erlittenen Schaden an Pferden und Mannschaften reichlich zu ersetzen. Friedrich hätte mit diesen Liebesbeweisen ganz befriedigt sein können, wenn nicht immer neue Sorgen aufgestiegen wären. Besonders viel machten ihm die Franzosen zu schaffen, die 100,000 Mann stark über den Rhein gekommen und in die westfälischen Lande eingedrungen waren. Bei Hastenbeck an der Weser wurden daher die an Zahl viel schwächeren Preußen total geschlagen und die Fran-

zosen überschwemmten nun Hannover, Hessen, Braunschweig und Westfalen, und wo sie hinkamen, brachten sie Unheil und Verderben; denn in Paris war beschlossen worden, Preußen und die dem Könige anhängenden Fürstenthümer in eine Wüste zu verwandeln. Die französische Armee, anfangs in zwei Heerhaufen getheilt, vereinigte sich jetzt mit einer Abtheilung Reichstruppen zu einem Ganzen, um sich auf Sachsen zu werfen, das Friedrich vollständig im Besitz hatte. Bei Erfurt theilte sich die französische Armee jedoch abermals in zwei Haufen, von denen der eine unter dem Prinzen Soubise brandschatzend sich über Gotha und Weimar hinzog, während die andere Abtheilung unter dem Marschall d'Estrees nach dem preußischen Saalkreise vordrang und von der Stadt Halle fast unerschwingliche Kontributionen erpreßte. Von hier aus ließ der Befehlshaber einen Theil seiner Truppen unter dem Herzog v. Ayen in das Halberstädtische vorrücken und Streifzüge bis vor Magdeburg machen. Die Altmark war dadurch nicht wenig bedroht.

Der König, welcher in der Oberlausitz stand, von der bedrohlichen Stellung des Feindes benachrichtigt, kam in Eilmärschen herbei, verstärkte sich bei Dresden durch ein Korps von 10,000 Mann unter Prinz Moritz

von Dessau, und ging mit einer verhältnißmäßig kleinen Armee über Grimma und Pegau nach der Saale. Ihm voraus marschirte als Vortrab der Oberst Seidlitz mit 1000 Pferden, um die Gegend von den herumstreifenden Marodeurs zu säubern. Dieses verwegene Korps langte am 7. September vor Pegau an, fand aber das Thor jenseits der steinernen Elsterbrücke verrammelt und zahlreich von feindlichen Schaaren besetzt. Seidlitz, der über keine Infanterie zu gebieten hatte, wohl aber einen Haufen vortrefflich geschulter Reiter kommandirte, denen kein Pferd zu wild, kein Graben zu breit sein durfte und die in jedem Dienste geübt waren, ließ absitzen und mit 100 Mann das Thor erstürmen, und mit dem Karabiner in der Hand ward hierauf der Feind im Galopp durch die Stadt verfolgt. Auf der andern Seite der Stadt sah Seidlitz einige österreichische Husarenregimenter im Freien schlachtordnungsmäßig aufgestellt, und wenn schon sie an Zahl seiner kleinen Schaar weit überlegen waren, so zögerte er doch keinen Augenblick, sie mit einer Energie anzugreifen, daß er die geschlossenen Glieder auseinander sprengte, ihnen 350 Gefangene abnahm und sie unaufhaltsam verfolgte. Erst an der Brücke bei Kösen machten die zerstreuten Feinde einen Versuch, sich wieder zu

sammeln und sich dem andrängenden Seidlitz zu widersetzen. Aber auch hier wurden sie geschlagen und zersprengt.

Inzwischen hatte Soubise mit der französischen Generalität sein Quartier im Schlosse zu Gotha genommen und lebte dort herrlich und in Freuden. Seine 8000 Mann Truppen bivouakirten theils auf dem Markte, theils außerhalb der Stadt, und auch sie wurden auf Kosten des Landes gar herrlich bewirthet. Seidlitz, der davon Kenntniß hatte, beschloß, ihnen mit seiner lustigen Reiterschaar eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Soubise wohnte mit seinen Generalen eben einer großen Kour bei Hofe bei, und zur Bewirthung der fremdländischen Gäste waren die großartigsten Zubereitungen gemacht worden. Die Tafeln prangten von den auserlesensten Speisen und der köstliche Wein floß in Strömen. Vortrefflich mundete den Gästen das leckere Mahl, das durch die pikanteste Unterhaltung mit schönen Frauen noch mehr gewürzt wurde, als Seidlitz mit seiner Schaar ganz unerwartet vor den Thoren von Gotha erschien. Die Verwirrung war groß. Eilig verließen die Offiziere die dampfenden Schüsseln und blinkenden Pokale, stülpten eben so schnell ihre schmucken Federhüte auf die schön frisirten Perücken, stürzten über Hals und Kopf aus

dem prachtvollen Saale, warfen sich auf ihre Rosse und ergriffen in wilder Hast die Flucht. Keiner dachte daran, mit den ihnen zur Verfügung stehenden 8000 Mann Truppen der kleinen preußischen Reiterschaar den geringsten Widerstand entgegenzusetzen.

Für Seidlitz, der mit seinem kleinen ermüdeten Korps ohnehin an eine wirksame Verfolgung nicht dachte, konnte es nichts Erheiternderes geben, als das hastige Davonrennen der Franzosen. Bestäubt und schaumbespritzt, wie er war, nahm er mit seinen Offizieren unter herzlichem Lachen die verlassenen Plätze an der herzoglichen Tafel ein, und mit lebhaften Scherzen über das lustige Reiterstückchen labte er sich ganz vortrefflich an den würzigen Speisen und Getränken, mit denen die herzogliche Küche die Tafel so reichlich versorgt hatte. Nicht weniger vergnügt brachten die Reiter die Stunden des Nachmittags hin und feierten darauf eine lustige Nacht. „Nur wenige französische Soldaten“ — schreibt ein Augenzeuge — „waren zu Gefangenen gemacht, aber ein Heer von Kammerdienern, Lakaien, Köchen, Friseurs, Komödianten und Frauenzimmern, ganze Kisten von wohlriechenden Wassern und Pomaden, Pudermäntel und Haarbeutel, Sonnenschirme und Schlafröcke, ja sogar eine Masse zur damaligen französischen Eleganz nothwendiger Papageien

fielen in die Hände der über solches Geschmeiß und solchen Plunder erstaunten Krieger, die sich gütlich thaten bei den in den Equipagen und Küchenwagen vorgefundenen Speisen und Flaschenweinen, denn diese hatte Seidlitz seinen Reitern zur Verfügung überlassen, während der galante Troß am andern Tage ohne Lösegeld den Franzosen nachgeschickt wurde.

Mittlerweile war König Friedrich mit seinem kleinen, etwa 22,000 Mann starken Heere über Grimma und Naumburg nach Erfurt gekommen, weshalb der von Seidlitz verjagte Feind genöthigt wurde, eine feste Stellung bei Eisenach einzunehmen. Die Vorsicht gebot dem König, sich nicht weiter von Sachsen und der Elbe zu entfernen. Während er in dieser Stellung die Franzosen am Vordringen verhindern zu können glaubte, sandte er den Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 4000 Mann in das Halberstädtische, um die dortigen Bewohner von den feindlichen Bedrückungen zu befreien; den Prinzen Moritz von Dessau aber beorderte er mit 8000 Mann zwischen die Mulde und Elbe, um die Bewegungen der Oesterreicher zu beobachten. Kaum erhielt Soubise Nachricht von dem Abmarsch dieser Truppentheile, so hob sich auch sein gesunkener Muth wieder, und er beschloß, abermals vorzudringen und seine frühere Stellung wieder

einzunehmen. Dabei hatte er sogar die Kourage, sich an die Spitze des Vortrabes zu stellen.

Mit diesem 8000 Mann starken Korps näherte er sich Gotha. Seidlitz, der inzwischen seine Reiterschaar bis auf 1500 Mann verstärkt hatte, zog sich, als er diese Bewegung bemerkte, von dort zurück und nahm auf einer Anhöhe zu einem Täuschungsmittel seine Zuflucht. Er ließ seine Reiter absitzen, die Säbel an die Karabiner befestigen und sie in einer langen Reihe neben ihren Pferden sich aufstellen. Diese weithin sich erstreckende Linie, in welcher vorauf Husaren, dann auf Hügeln abgesessene Dragoner standen, bot in der Ferne das Ansehen von langgedehnten Fronten Infanterie, so daß bei ihrem Anmarsch auch die Franzosen glaubten, die ganze preußische Armee vor sich zu sehen, und in eiliger Flucht sich abwandten. Von den Seidlitz'schen Reitern verfolgt, wurden 3 Offiziere und 150 Mann zu Gefangenen gemacht. Die Preußen hatten nicht eben große Ursache, einen solchen Feind zu fürchten.

In Folge dieses schlau ausgesonnenen Manövers war die französische Armee weit hinter Gotha zum Stillstand gebracht worden.

In dieser Zeit geschah es, daß der österreichische General Haddick einen Zug nach Berlin unternommen und

dort bedeutende Kontributionen erpreßt hatte, darunter befand sich auch die seltsame Forderung von 24 Paar feinen Glacéhandschuhen, die er seiner Kaiserin zu verehren gedachte. Der General erhielt Alles, was er verlangte, so auch die geforderten Handschuhe, wobei aber der Berliner Humor nicht unterlassen konnte, ihm einen kleinen Streich zu spielen; denn bei seiner Heimkunft fand er, daß die Handschuhe nur für die linke Hand passend waren. Der König, von diesem Zuge Haddick's zu spät benachrichtigt, beschloß, ihm wenigstens den Rückzug abzuschneiden, und zog mit etwa 4000 Mann der Elbgegend zu, während er den Feldmarschall Keith mit 5000 Mann zurückließ, um die Saale zu decken. Andere Korps wurden nach Weißenfels und Merseburg dirigirt. Nach dem Abzuge des Königs aus Thüringen verließen auch die Franzosen mit den Reichstruppen ihre Stellung bei Gotha und drangen bis Merseburg und Leipzig vor, in der Absicht, sich des Sachsenlandes zu bemächtigen. Keith hatte jedoch inzwischen die Annäherung des Feindes dem König angezeigt, welcher, die Gefahr erkennend, sogleich den Rückmarsch antrat, die Franzosen vor sich her trieb und zwischen Weißenfels und Merseburg Halt machte. Gefahrlos war aber auch diese Stellung nicht, denn der ihm weit überlegene Feind

führte nichts Geringeres im Schilde, als daß er den König mit seinem Häuflein umzingeln und mit Mann und Maus gefangen nehmen wollte. Ja der Uebermuth des französischen Generals Soubise ging so weit, daß er schon seinem Könige meldete, der König von Preußen könne ihm nicht mehr entgehen, und er hoffte, bald die Ehre zu haben, diesen Monarchen als Gefangenen in Paris einzuführen. Aber wie bitter täuschte er sich!

Friedrich traf den Feind bei Roßbach am 5. November 1757. Er vermochte der feindlichen 50,000 Mann starken Heeresmacht nur eine Armee von 22,000 Mann entgegen zu stellen. Der Abstand war groß; doch baute er auf sein gutes Glück und auf den Heldenmuth seiner Truppen. Wie immer in entscheidender Stunde, so versuchte er auch jetzt den Muth der Truppen durch sein begeisterndes Wort zu beleben. „Die Stunde ist gekommen," redete er sie an, „wo Alles, was uns theuer sein muß, von unsern Waffen und von unserm Benehmen abhängt. Die Zeit erlaubt mir keine langen Reden, sie wären auch überflüssig. Ihr wißt es, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren giebt, die ich nicht bis jetzt mit Euch getheilt habe, und Ihr seht mich bereit, mein Leben mit Euch und für Euch hinzugeben. Alles, was ich dafür

verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt Euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott." Diese einfachen Worte des Königs waren tief in alle Herzen gedrungen. Die Soldaten antworteten mit einem donnernden Jubelgeschrei. „Wir wollen mit Dir sterben!" riefen die graubärtigen Krieger, indem große Thränentropfen ihnen über die pulvergeschwärzten Wangen rollten. Auch der König war über diese rührenden Beweise von Liebe und Treue tief ergriffen. Er hatte zum Lager seiner Getreuen einen Höhenzug gewählt. Die Feinde frohlockten, denn sie glaubten nichts sicherer, als daß sie den König sammt seiner kleinen Armee gefangen nehmen würden, und beeilten sich, die Hügel, worauf die Preußen lagerten, von allen Seiten einzuschließen, um ihnen alle Wege zur Flucht zu versperren. Friedrich beobachtete ihr Thun mit scharfen Blicken, schien sich aber nicht darum zu kümmern. Er ließ vielmehr den Soldaten ruhig ihr Mittagsmahl bereiten und einnehmen, während er selbst mit seinen Generalen offene Tafel hielt. Die Franzosen sahen dies und konnten sich über diese Sorglosigkeit nicht genug verwundern, ja sie glaubten wohl gar, man wolle sich mit Ruhe in das unvermeidliche Schicksal ergeben. Sie ahnten nicht, daß es bloßes Blendwerk sei, sie zu täuschen; denn während der eine

Theil aß, führte ein anderer die Pferde in Reihe und Glied und machte die Geschütze schußbereit. Als alle Vorbereitungen getroffen waren und der König den rechten Augenblick gekommen glaubte, verschwanden im Nu die Zelte und die preußischen Truppen standen in langer Linie marschfertig und zum Einhauen bereit. Doch ehe es dahin kam, erblickte der König den Oberst Müller von der Artillerie, der ihm in seinen Feldzügen große Dienste geleistet hatte, und der sich bei wichtigen Vorfällen, wo er dem Könige zu einem Unternehmen rathen oder zur Ausführung zureden wollte, des Ausdrucks bediente: „Ew. Majestät glauben mir, es wird Alles gut gehen, mein Genius sagt es mir.“ Dieser Oberst Müller hatte nämlich vor dem Anfange der Schlacht eine wichtige Rolle bekommen. Seine Batterien waren nach des Königs Anordnung hinter Gezelten versteckt, so daß sie der Feind nicht bemerken konnte, und er versprach sich davon eine gute Wirkung. Der König eilte auf ihn zu, legte vertraulich seine Hand auf die Achsel des Obersten und fragte: „Nun, was sagt sein Genius, Müller? Wird's gehen?“ — „O ja, Ew. Majestät!“ erwiderte dieser, „mein Genius verspricht mir den Sieg.“ — „Nun denn, in Gottes Namen!“ antwortete der König, und auf einen Wink von ihm begann die Schlacht. —

Zahlreiche Feuerschlünde sandten einen furchtbaren Kugelregen auf die Franzosen nieder, und auch die Infanterie begleitete das Krachen der Kanonen mit dem knatternden Gewehrfeuer, so daß die Franzosen bei dieser Ueberraschung ganz verblüfft waren. Noch hatten sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholt, als plötzlich General Seidlitz mit der Kavallerie hinter den Hügeln hervorbrach und wie ein Wettergebraus sich auf die Franzosen stürzte, indem Alles, was ihm in den Weg kam, niedergesäbelt oder über den Haufen geritten wurde. Die Feinde waren vom Schrecken wie gelähmt, sich zur Wehr zu setzen, kam keinem in den Sinn. Alles, was laufen konnte, lief, um dem Verderben zu entgehen. Die Schlacht bei Roßbach war daher auch kein Schlachten, sondern nur ein wildes Jagen. Alles, was die flüchtigen Franzosen im Laufe hindern konnte, warfen sie von sich; selbst die Reiter stiegen von ihren Pferden und zogen die großen Stiefeln von den Füßen und schnallten die schweren Säbel ab, um desto ungehinderter fliehen zu können. Ganze Bataillone ließen sich von nur wenigen Husaren ohne Widerstand gefangen nehmen, während wiederum Viele auf der Flucht sich im Gebüsch verkrochen oder in den Aesten der Bäume Schutz suchten, und die Meisten in ihrem Laufe nicht eher inne hielten,

bis sie den Feind im Rücken hatten. Kurz, es war ein Schauspiel, wie bisher die Welt noch nicht gesehen hatte. Um zwei Uhr hatte der Angriff begonnen und bei Einbruch der Nacht war weithin kein Franzose mehr zu sehen. 2000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld und 7000 wurden zu Gefangenen gemacht. Außerdem wurden noch 63 Kanonen und 23 Fahnen erbeutet. Die Preußen hatten nur 91 Todte.

Ganz Deutschland jubelte über diesen Sieg, denn das übermüthige Auftreten der Franzosen hatte sie überall verhaßt gemacht. Der Heldenkönig Friedrich führte indeß seine tapfern Truppen unmittelbar nach der Schlacht nach Schlesien, wo die Oesterreicher eingedrungen waren, Breslau und Schweidnitz eingenommen hatten und Herren von ganz Schlesien zu werden gedachten. Ein Zeitraum von 12 Tagen reichte hin, um die Preußen wieder an die Oder zu bringen. Auf dem Marsche dahin widerfuhr dem Heere ein freudiges Begegniß. Die Oesterreicher wollten die 4000 Mann starke Besatzung von Schweidnitz in die Kriegsgefangenschaft führen. Unterwegs hörten die Gefangenen von dem großen Siege, den ihr geliebter König bei Roßbach erkämpft hatte. Entflammt von dieser Nachricht fielen sie über die österreichische Bedeckung her, machten sie nieder und gelang-

ten dadurch glücklich wieder zur Freiheit. Auf's Ungewisse gingen sie nun weiter und stießen durch Zufall auf die Armee des Königs, von dessen Zuge sie nichts wußten. Friedrich, eben so erfreut als verwundert, rief ihnen ein herzliches Willkommen zu, und Alle erblickten in diesem glücklichen Zufall eine gute Vorbedeutung für die Zukunft.

Die Hauptarmee der Oesterreicher, 80,000 Mann stark, hatte ihren Stand in der Gegend von Leuthen genommen. Als sie hörten, daß der König mit 33,000 Mann im Anzuge sei, spöttelten sie und sagten, es kommt die Potsdamer Wachparade. Friedrich ließ nicht lange auf sich warten, und wie ungleich auch die beiden Heere an Zahl sein mochten, so war er doch fest entschlossen, sich mit den Oesterreichern zu messen, es koste, was es wolle.

Ein grauer Decemberhimmel blickte düster herab, als er eines Tages sämmtliche Chargen um sich versammelte und sie also anredete: „Ich werde morgen eine Schlacht liefern, von der das Schicksal Schlesiens abhängt. Ich erwarte, daß ein Jeder von Ihnen bei dieser Gelegenheit seine Pflicht erfülle und Alles thue, was in seinen Kräften steht. Wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. Wenn wir

Alle von dem Gefühle beseelt sind, zu siegen oder zu sterben, so bin ich des Sieges gewiß. Wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich auch jetzt Ihres Namens würdig beweisen. Sollten aber unter Ihnen Einige sein, die nicht bereit wären, Leben und Blut zu opfern, die treten hervor, — sie sollen ohne Vorwurf den Abschied haben." Den ergrauten Helden gingen die Augen über. Einer trat hervor und rief: „Ein Schurke, wer zurückgeht oder sich fürchtet, sein Leben für Seine Majestät zu opfern." — „Gut," sagte der König, „ich sehe, es ist Niemand hier, der nicht von wahrem Muthe beseelt sei. Leben Sie also wohl, wir haben morgen den Feind geschlagen oder wir sehen uns nie wieder." Den Offizieren waren die Worte des Königs tief zu Herzen gedrungen, und diese hatten dieselben den Soldaten wortgetreu verkündet, so daß Jeder mit einer wahren Kampfbegier den folgenden Tag erwartete, um in die Schlacht zu ziehen. Der Aufbruch der Truppen erfolgte andern Morgens in aller Frühe. Die Soldaten waren so feierlich gestimmt, daß sie geistliche Morgenlieder sangen, die von der Feldmusik begleitet wurden. Der Text lautete:

„Gieb, daß ich thu' mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,

Wozu mich Dein Befehl
In meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald,
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu', so gieb,
Daß es gerathe wohl."

Das Singen der Soldaten vor einer Schlacht war bisher nur selten vorgekommen. Daher fragte ein General den König, ob die Soldaten schweigen sollten. „Nein," erwiderte der König, „lasse Er das, mit solchen Leuten wird mir Gott heute gewiß den Sieg verleihen."

In der Nähe von Leuthen angekommen, stellte man dem Könige vor, daß die feindliche Armee noch einmal so stark wäre, als die seinige. „Ich weiß es," antwortete der unerschrockene Kriegsheld, „aber es bleibt mir kein anderer Ausweg mehr, als zu siegen oder umzukommen. Ich werde sie angreifen, und wenn sie auf dem Breslauischen Glockenthurme hingen." Ein Befehl des Königs sammelte alle Führer seines Heeres um sich und er redete sie mit folgenden Worten an: „Messieurs! Wir werden auf den Feind losgehen und ihm ein Treffen liefern; da auf diese Schlacht Alles für die Kampagne ankommen und sie entscheiden wird, wer von Schlesien Herr sein soll, so habe ich Euch vor mich kommen lassen, um zu sagen, daß ich von einem Jeden

erwarte, daß er seine Schuldigkeit auf's Genaueste erfüllen und sein Aeußerstes thun werde. Ich verlange, daß ein Jeder auf seinem Posten genau auf das Kommando merke und seinen Untergebenen mit unerschrockenem Muthe und Tapferkeit vorgehe; kurz, daß ein Jeder dem Feinde mit dem Vorsatz unter die Augen trete, entweder zu siegen oder zu sterben. Seid Ihr Alle, Keinen ausgenommen, so gesinnt wie ich, so bin ich des Sieges gewiß. Ich bin von der Stärke und Schwäche des Feindes unterrichtet und werde alle Korps so anführen, daß sie mit Vortheil fechten können; es wird dann nur auf Euch ankommen, mit entschlossenem Muthe und alter preußischer Tapferkeit zu streiten. Wer von Euch verzagt ist, Leben und Blut nicht aufopfern will, der trete heraus, ehe er Andere verzagt macht! Er trete heraus! Er soll ohne Umstände und Vorwurf gleich auf der Stelle seinen Abschied haben!"

Die Rede des Königs ward mit athemloser Stille und mit ungetheilter Aufmerksamkeit angehört. In Bezug auf die Schlußworte entgegnete nach einer kleinen Pause ein Stabsoffizier: „Das thue ein Hundsfott! Wir sind Alle bereit, für Ew. Majestät unser Leben aufzuopfern."

Von dem König durch eine Handbewegung entlassen, eilten die Führer, von Begeisterung für den König

erfüllt, zu ihren Truppen zurück, um sie die bezeichneten Plätze einnehmen zu lassen. Dabei fügte es sich, daß der rechte Flügel der Kavallerie, den Prinz Moritz kommandirte, gegen den Kirchhof hin zu stehen kam, wo die Oesterreicher eine der stärksten Batterien aufgeworfen hatten und von Zeit zu Zeit auf die Flanqueurs ihre Schüsse abfeuerten, wodurch Einzelne von ihnen fielen. Prinz Moritz, um die Flanqueurs zu schonen, wollte sie einziehen lassen und hatte den Befehl dazu bereits ertheilt. Der König, der dies erfuhr, eilte sogleich herbei und sagte: „Nicht doch! nicht doch! Ew. Liebden haben unrecht, das sind lauter Schreckschüsse. —Kinder— Kinder," wandte er sich nach den Flanqueurs um, „folgt mir!" Alle sprengten zum König heran und er führte sie wieder auf den vorigen Platz, indem er ihnen zurief: „Hier zeigt Euch nur ganz unerschrocken, ich werde Euch gleich Hülfe schicken." Derr Feind kanonirte während dieser Anordnung immer fort, weshalb der Prinz zum König sagte: „Ihre Majestät, es ist für Sie hier, hol' mich der Teufel, zu gefährlich." — „Das ist wahr," erwiderte der König ganz gleichgültig, „allein ich werde sie bald zurücktreiben."

Der König machte seine Zusage wahr. Am 5. December (1757) Mittags zwischen 1 und 2 Uhr begann

die Schlacht. Die Schlachtreihe der Feinde dehnte sich eine Meile weit aus, aber Friedrich schreckte dadurch nicht zurück. Der Angriff erfolgte auf dem linken Flügel und hier wurde der Feind total geschlagen; ein gleiches Geschick widerfuhr ihm auf dem rechten Flügel und zuletzt mußte auch das Centrum weichen, so daß der König von Preußen bei eintretender Dunkelheit Herr des Kriegsschauplatzes war. Nur drei Stunden lang dauerte der mörderische Kampf und es folgte ihm einer der herrlichsten Siege, welche jemals gewonnen worden waren. 21,000 Gefangene waren in die Hände der Preußen gerathen und außerdem hatten sie noch 134 Kanonen und 59 Fahnen erbeutet. Die erschöpften Krieger kampirten die Nacht über auf dem Schlachtfelde. Das war aber für sie eine Nacht voll Graus und Schrecken; denn überall lagen die Leichen der erschlagenen Feinde umher und das Wehklagen der Verwundeten, vermischt mit dem Stöhnen der Sterbenden bildete eine schauerliche Nachtmusik. Da stimmte auf einmal ein alter Grenadier laut und feierlich den Gesang an: „Nun danket Alle Gott;“ dieser Gesang entsprach so sehr dem Gefühle der lagernden Krieger, daß alsbald die Feldmusik dazu erklang und das ganze Heer in das erhebende Lied mit einstimmte. Der Eindruck war unbeschreiblich. Diese religiöse Stimmung

war in ihrer Lage sehr erklärlich. Hatte doch Jeder von ihnen mit banger Erwartung dem Tage entgegengesehen, ja der Tod hatte sie in tausend Gestalten umschwebt und entsetzlich waren die Eindrücke, die der blutige Kampf bei ihnen hinterlassen hatte. Schlaflos verbrachten die frommen Krieger einen Theil der Nacht und verließen bald in kühner Haltung das Siegesfeld mit dem stolzen Bewußtsein, abermals ein neues Lorbeerblatt in den Ruhmeskranz ihres ritterlichen Heldenkönigs, dem sie jetzt nachzogen, geflochten zu haben. In der Verfolgung der Feinde begriffen, war Friedrich mit einer nur mäßigen Kriegerzahl seinem Heere nach Lissa vorausgeeilt. Noch ehe er dort ankam, wurde ihm gemeldet, daß Lissa von Oesterreichern wimmele. Der König stutzte einen Augenblick, hielt sein Pferd an und befahl einem seiner Adjutanten, schleunig zurückzueilen und die beiden Grenadier-Bataillone Manteuffel und Wedel, die er zuletzt verlassen hatte, zu holen, mit der Erklärung: „er sei mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden; sie sollten nur diese Nacht mit ihm in Lissa Quartier nehmen und jeder Gemeine obendrein einen Thaler haben.“ Der König blieb so lange halten, bis nach einer guten halben Stunde die zwei Grenadier-Bataillone ankamen. Er setzte sich an ihre Spitze und so ging es in den offenen

Flecken Lissa hinein, wo man zwar Alles stille fand, jedoch in den Häusern rechts und links viel Licht sah. Der König, welcher mit der Oertlichkeit nicht unbekannt schien, langte mit seinem Gefolge auf dem geräumigen Platze neben dem Schlosse an, ungefähr 60 Schritte von der Brücke, welche über das Schweidnitzer Wasser führt, und bald sah man aus einigen Häusern Weißröcke mit Bunden Stroh auf dem Rücken kommen. Die Meisten wurden von den preußischen Grenadieren ergriffen und einige davon vor den König geführt, die auf die Frage, was sie hier machten, antworteten: „Drüben jenseits der Brucken stehe halt ein Hauptmann mit 150 Mann; dieser habe halt den Befehl, die Brucken mit Stroh zu bewerfen, und sobald die Preußen kämen, die Brucken zu verbrennen. Nun hätten sie zwar schon einmal die Brucken mit Stroh belegt; allein es wären immer noch bis jetzt so viele von ihren Leuten darüber gegangen und bei dem tiefen Koth sei das Stroh kurz und klein getreten worden. Der Hauptmann habe daher den Mist in's Wasser werfen lassen und 40 Mann nach dem Städtel befehligt, um halt neues Stroh zu holen."

Einige von den Weißröcken mochten sich indeß doch aus dem Städtchen hinausgeschlichen und ihrem Hauptmann von der Ankunft der Preußen Meldung gemacht

haben; denn während der König mit den Gefangenen redete, ließ der österreichische Hauptmann ein starkes Feuer geben, wodurch einige von den preußischen Grenadieren dicht neben und hinter dem Könige verwundet wurden. Das gab ein furchtbares Halloh. Die Artilleristen schrieen: „Zurück! zurück! wir werden schießen." Alles, was zu Pferde war, sprengte dicht an die Häuser, um nicht im Finstern von Freund und Feind erschossen zu werden. Die preußischen Artilleristen brannten sogleich einige Male ab, und die Grenadiere schossen so in der Kolonne im Bogen nach dem Feinde über die preußischen Kanonen hinweg. Dadurch gerieth das ganze Städtchen in Allarm. Aus allen Häusern knatterte in diesem Augenblicke ein starkes Feuer auf die Preußen und ohne sich lange zu besinnen, schossen dieselben auf die Fenster, aus denen gefeuert ward. Die Verwirrung war groß, Alles schrie und kommandirte wirr durcheinander. Aber der König sagte ganz gelassen: „Messieurs, folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid!" Sogleich ritt er links über die Zugbrücke, welche nach dem Schlosse führt, wohin ihm eine kleine Anzahl seiner Adjutanten folgte. Er war kaum dicht am Eingange des Schlosses angekommen, als verschiedene österreichische Offiziere, mit Lichtern in den Händen, aus den untern Zimmern und

von den Treppen herab gestürzt kamen, um in der finstern Nacht ihre auf dem Schloßplatze haltenden Reitpferde zu suchen und ihre Person in Sicherheit zu bringen. Der König stieg mit seinen Adjutanten ganz ruhig vom Pferde und sagte zu den österreichischen Offizieren: „Guten Abend, meine Herren! Gewiß vermuthen Sie mich hier nicht. Kann man hier auch noch mit unterkommen?"

Nichts wäre leichter gewesen, als sich der Person des Königs zu bemächtigen, wenn man die nöthige Courage gehabt hätte. Aber das unvermuthete Erscheinen des Königs hatte die österreichischen Generale und Stabsoffiziere so in Verwirrung gebracht, daß sie den niedern Offizieren und Reitknechten die Lichter aus den Händen nahmen, so dem Könige die Treppe hinaufleuchteten und ihn in eins der besten Zimmer führten. Dort stellte einer der vornehmsten feindlichen Offiziere alle seine anwesenden Kameraden dem Könige vor; dieser fragte Jeden nach Namen und Charakter und ließ sich dann mit ihnen in eine angenehme Unterhaltung ein. Während dessen erschienen immer mehr Adjutanten und andere preußische Offiziere auf dem Schlosse, wo sie den König in Gefahr wähnten; dieser aber befand sich in der besten Stimmung und beurlaubte die österreichischen Offiziere, welche dann in andern

Zimmern des geräumigen Schlosses ihr Lager aufschlugen.

Noch in derselben Nacht erschien des Königs ganze Armee, welche aus Mißverständniß dahin beordert worden war. Nunmehr nahmen die Preußen alle Oesterreicher, die ihnen in die Hände fielen, gefangen. Ziethen aber säuberte mit seinen Husaren die Umgebung und jagte die Flüchtigen bis nach Böhmen, indem er auf seinem Zuge den feindlichen Schaaren noch so stark zusetzte, daß von 80,000 Mann nur noch 17,000 das böhmische Gebiet erreichten. Dahin folgte ihm auch der König und wußte Ziethen auf einem näheren Wege bald zu erreichen.

Das Jahr 1757, das für die preußischen Waffen ein so ungemein siegreiches gewesen war, neigte sich zu Ende, aber auch die letzten Tage sollten noch glückverheißend für die Preußen sein; denn ohne sich lange in Böhmen aufzuhalten, führte der König seine Armee in Eilmärschen nach Schlesien, wo einige Städte und feste Plätze wieder in feindlichen Besitz gerathen waren, weniger, um sie in dieser bösen Jahreszeit von dort zu vertreiben, als vielmehr, um dort die Winterquartiere aufzuschlagen. Auf diesen Märschen wurden die Preußen häufig von den feindlichen leichten Truppen beunruhigt

und der König befahl daher, daß die Armee gegen die Nacht aufbrechen und marschiren sollte, damit, wie er sagte, die Marketender und der übrige Troß vor den Räubereien der Feinde gesichert wären. Als nun die Armee die ganze Nacht marschirt war, ward mit Tagesanbruch Halt gemacht. Die Kavallerie saß ab und die Infanterie legte sich, so weit es die Umstände erlauben wollten. Auch der König stieg vom Pferde, wo die Garde-du-Korps hielten und sagte: „Nun wäre es gut, wenn wir einen tüchtigen Schnaps hätten.“ Viele, die noch etwas Brot und Branntwein hatten, drängten sich zu ihm und boten ihm ihren kleinen Vorrath an. Der König lächelte zufrieden um sich her, als er das allgemeine Bestreben sah, ihm eine Erquickung mit Aufopferung des eignen Appetits zu verschaffen und sagte: „Kinder, wenn ich Branntwein trinken könnte, so würde ich ihn mit Vergnügen von Euch annehmen, allein ich danke für Eure Liebe und ich werde den heutigen Tag nicht vergessen, sondern das Alles zu belohnen wissen.“ Hierauf wendete sich der König zu seinem Gefolge und sagte: „Es giebt keinen glücklichern König auf Erden als mich.“ Er ließ alle Namen dieser Garde-du-Korps durch den Oberstlieutenant v. Wacknitz aufzeichnen und in Breslau ward Jedem ein Friedrichsdor ausgezahlt. Troß der

strapaziösen Märsche fand der König die Truppen so kriegsmuthig gestimmt, daß er diese Stimmung benutzen zu müssen glaubte und daher ohne Zögern zum Angriff des Feindes schritt. Breslau ergab sich mit seiner 16,000 Mann starken Besatzung und somit war ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz wieder im Besitz des großen Königs Friedrich, welcher nunmehr seinen braven Kriegern die wohlverdienten Winterquartiere anweisen ließ, während er selbst den Winter in Breslau verbrachte. Aber schon die ersten Frühlingsstrahlen riefen den König wieder zu neuen kriegerischen Thaten. Zum Abzuge bereit, musterte er die Garde-du-Korps auf dem Schweidnitzer Anger. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er einen siebenjährigen Knaben, der ungemein emsig war, 12 andere junge Knaben auf Stecken alle militärischen Uebungen machen zu lassen. Der König lächelte über dieses Spiel, sah ein Weilchen zu und sagte dann: „Der könnte einmal ein guter Soldat werden." Als er die Fronte zum zweiten Male herunter kam, sah er den kleinen Heerführer bei Ausführung einer Attake hinstürzen, so daß ihm das Blut zur Nase herauslief; er stellte sich aber auf seinem Steckenpferde wieder in Positur und setzte sein Geschäft eifrig fort. Der König rief ihm zu: „Mein Kind, geh' zu Hause und laß Dir

das Blut abwaschen!" Der Knabe antwortete im Gefühl seiner Würde: „O nein, das geht nicht an, dann würde Alles unordentlich zugehen; ich bin noch nicht todt, ich bin nur blessirt." Den König frappirte diese Antwort. Er fragte den Knaben: „Wie heißt Du?" — „Kreuschke," erwiderte dieser. „So; und wer ist Dein Vater?" — „Ein Kräuter." — Der König merkte sich das und ließ von der Zeit an dem Kräuter monatlich 5 Thaler zur Erziehung seines Sohnes auszahlen.

So befriedigend gegenwärtig die Lage für den König war, so konnte es dem großen Geiste Friedrich's doch nicht verborgen sein, wie große Gefahren er zu bestehen habe. Gern wäre er vielleicht geneigt gewesen, in die ihm dargereichte Friedenshand einzuschlagen, wenn sie ihm im rechten Moment dargeboten worden wäre. Aber daran dachten die stolzen Feinde nicht, wie groß und schwer auch die Verluste und Niederlagen waren, die ihnen der geistig weit überlegene Gegner mit seinen geringen Hülfsmitteln beigebracht hatte. Je mehr Schlachten er gewann, desto größer ward der Haß und die Unversöhnlichkeit gegen ihn und desto mehr hielten sie an dem Gedanken fest, ihm früher oder später doch noch den Garaus zu machen; denn in der Annahme waren sie einig, daß er ihren vereinten Kräften gegenüber auf

die Länge der Zeit doch nicht würde Stand halten können und daß er endlich aus Erschöpfung die Partie werde aufgeben müssen. Der König schien den Plan seiner verbündeten Feinde errathen zu haben. Er schrieb in dieser Zeit an einen Freund: „Was sagen Sie zu diesem Bündnisse gegen den Markgrafen von Brandenburg? Was würde der große Kurfürst sagen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oesterreichern, fast ganz Deutschland und 100,000 Franzosen handgemein sähe? Ich weiß nicht, ob ich Kräfte genug haben werde, zu widerstehen, und ob es eine Schande für mich wäre, zu weichen; wohl aber weiß ich, daß meine Feinde keine Ehre dabei haben werden, mich zu überwältigen."

Bei einem scharfen Ueberblick seiner Lage hielt es daher der König auch gar nicht seiner Ehre zuwider, wenn er seinen Feinden die Friedenshand darbieten würde. Sie glaubten in diesem Anerbieten ein Zeichen der Schwäche erblicken zu dürfen und stießen die dargebotene Friedenshand unwillig zurück, während sie auf's eifrigste zu neuen kriegerischen Thaten sich rüsteten. Friedrich durfte da auch nicht zurückbleiben und er bot alle seine Kräfte auf, die schweren Verluste in den vorhergegangenen Schlachten auszugleichen und seinen mächtigen Gegnern ein kriegstüchtiges Heer entgegenzustellen. Er

wandte sich an die Opferbereitwilligkeit seiner Unterthanen, von denen er fast abgöttisch geliebt wurde; sie lieferten ihm Truppen und Kriegsbedürfnisse. In dem unglücklichen Sachsen, das ganz in der Gewalt des Königs sich befand, wurden die schwersten Erpressungen verübt, es wurde gezwungen, Geldsummen, Kleidungsstücke und Rekruten herbeizuschaffen. Aber auch von einem andern Punkte sollte dem König eine unerwartete Hülfe kommen. In ganz Europa hatte die Roßbacher Schlacht einen unbeschreiblichen Jubel erregt. Am meisten in England, das mit großen Sympathieen an Preußen hing. Einstimmig beschloß das Parlament, einem solchen Verbündeten tapfer beizustehen. Man schickte ihm 12,000 Mann Truppen und brachte die Hannoversche Armee wieder in Stand, die man ihm gleichfalls zur Verfügung stellte, und vereinigte sie mit den Hessen, Braunschweigern und Gothaern zu einer Heeresmacht von 30,000 Mann. War schon dieser Truppenkörper nach so bedeutenden Verlusten eine höchst willkommene Gabe für den König, so versprach man ihm außerdem 4,000,000 Thaler Hilfsgelder, die man ihm mit dem Ersuchen überschickte, einen tüchtigen Führer für das Heer zu besorgen. Eine bessere Unterstützung hätte dem königlichen Helden nicht zu Theil werden können, denn es mangelte ihm sowohl an Geld

wie an Mannschaften in einer Zeit, wo der Kampf voraussichtlich mit erneuten Kräften auf allen Seiten loszubrechen drohte. Die Noth zwang ihn, aus den 4,000,000 Thalern 10—12,000,000 schlechteres Geld zu schlagen, weil er anders nicht wußte seine Kriegsausgaben zu bestreiten, und zum General für jene 30,000 Mann ernannte er den Herzog Ferdinand von Braunschweig, der damals allgemein für einen gewiegten Feldherrn galt. Wie der König, so verstand es auch dieser Held mit geringer Macht siegreich gegen weit überlegene Armeen zu fechten. Und diese Kunst bewies er meisterhaft. Die Franzosen, welche den Westen von Deutschland überzogen hatten, trieb er mit Sturmesgewalt über den Rhein zurück, fügte ihnen bei diesem Rückzuge große Verluste zu und machte 11,000 zu Gefangenen. Damit noch nicht zufrieden, beschloß Ferdinand mit seinen Truppen den Rheinübergang und lieferte den Franzosen am 23. Juni bei Krefeld eine Schlacht, in welcher sie auf's Haupt geschlagen wurden. Wiederum fielen 7000 Mann in seine Hände und Hunderte von Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Trotz dieser Schlappe versuchten es die Franzosen später doch noch einmal in Deutschland vorzudringen, aber auch diesmal wußte der geschickte Heerführer ihnen so meisterlich zu begegnen, daß sie am

Ende des Jahres jenseits des deutschen Stromes bleiben mußten. Der Herzog nahm sein Hauptquartier in Münster und hielt von da aus den Feind in Schach.

Während Herzog Ferdinand in den westlichen Landestheilen sich mit den Franzosen herumschlug, beschloß der König, seinen Marsch nach Schweidnitz zu nehmen, um auch diesen befestigten Platz, den einzigen, der noch von Oesterreichern besetzt war, in seine Hände zu bringen. Dabei gerieth er in ein Defilé, welches sich durch das ineinander gefahrene schwere Geschütz verstopft hatte. Indem er nun eifrig umherritt, um das Fortkommen zu befördern, riß er sich an einem Rade, dem er zu nahe kam, den einen Stiefel auf, so daß er ihn beinahe vom Fuße verlor. Mit einigem Verdruß über diesen Zufall befahl er, man solle einen Schuster aufsuchen, der ihm den Stiefel zusammenheften könne. Nachdem man eine Zeitlang umhergefragt hatte, ob Jemand dieses Handwerk verstehe, fand sich endlich ein Dragoner, der sein Handwerkszeug mit sich brachte. Der König stieg ab, setzte sich an eine Anhöhe und sagte: „Kannst Du mir den Stiefel flicken?“ — „Wollen sehen, Ew. Majestät, ich habe ja schon so Manches geflickt.“ — „Nur geschwind, damit ich fortkomme.“ — Der Dragoner fing an zu arbeiten und brummte vor sich in den Bart:

„Hm! die Stiefeln haben auch ein Paar neue verdient.“ — „Was sagst Du?“ — „Nichts.“ — „Ich will es aber wissen.“ — „Nun, ich meine, die Stiefeln haben ihren Dienst redlich gethan; recht gut, daß sie zerrissen sind, sie waren so nicht viel werth.“ — „So? Wie lange meinst Du denn, daß Stiefeln halten müssen?“ — „Wenn sie halten müssen, ist es eine andre Sache; aber wie lange sie halten können, das kann ich wohl sagen. Drei Jahr.“ — „Alter Narr, die sind so alt noch nicht. Aber sage mir doch, ob ein Schuster wohl ein guter Dragoner sein kann?“ — „Das haben Sie wohl bei Hohenfriedberg gesehen.“ — „Bist Du da mitgewesen?“ — „Ei freilich, ich habe die Oesterreicher so versohlt, daß Mancher von ihnen lange daran denken wird. Wenn ich Schuhe und Stiefeln mache, bin ich Schuster, und wenn ich zu Pferde sitze, bin ich Dragoner. Der Himmel sei dann dem gnädig, der mir unter die Hände kommt.“ — „Sachte, sachte, Herr Schuster; ich bin jetzt in seinen Händen, mache Er's doch gnädig.“ Als der Dragoner fertig war, ritt der König schnell weiter, um sich wieder an die Spitze seiner Truppen zu setzen. Und so ging der Marsch unaufhaltsam weiter.

Die glücklichen Siege Friedrichs des Großen hatten auf die österreichischen Truppen einen so entmuthigenden

Eindruck gemacht, daß die Besatzung von Schweidnitz, obschon sie ausreichend mit Proviant versehen war, der Belagerung nur wenige Tage widerstand und sich dem Belagerer auf Gnade und Ungnade übergab. Ganz Schlesien war somit wieder im Besitz des Königs, welcher, um Maria Theresia, einen seiner gefürchtetsten Gegner, seine Macht fühlen zu lassen, seinen Heereszug nach Mähren ausdehnte, um die Stadt Olmütz, gleichsam die Vorburg Wiens, zu belagern. Das war jedoch ein eben so vergebliches als unglückliches Unternehmen. Die Belagerung zog sich sehr in die Länge, denn es gebrach den Belagerern sowohl an ausreichendem Geschütz, als an der nöthigen Munition, deren Herbeischaffung über Gräben und Abgründe mit vielen Schwierigkeiten verknüpft war. Dem König blieb daher Zeit genug, oft militärische Ausflüge in die Umgegend zu machen. Einen solchen machte er eines Tages auch mit dem General Seidlitz, indem Beide die Grafschaft Glatz umritten. An einer Schlucht entdeckte der König von weitem einen Haufen Leute, den er auf den ersten Blick für ein österreichisches Kommando hielt. Seidlitz, der ein ausnehmend scharfes, weittragendes Auge hatte, wollte es nicht dafür gelten lassen; und da Fouquet die Grenzen besetzt hatte, wie hätte auch ein Trupp Feinde ohne sein Vor-

wissen bis dahin vorgedrungen sein können? Der König und Seidlitz ritten also auf den Haufen zu, und da fand es sich, daß es Bauern aus der Grafschaft waren, die Fouquet dort zur Bewachung der Grenzen aufgestellt hatte. „Seid Ihr Preußen?" fragte Friedrich. — „Nein," antworteten sie, „wir sind Fiketsch." (Fouquet ward vom gemeinen Mann gewöhnlich Fiket genannt.) — „Da hört Er nun," sagte der König lachend zu Seidlitz, „wer Herr in diesem Lande ist und daß ich darin Nichts gelte." Der König begnügte sich nicht blos, die Grenzen der Grafschaft zu umreiten, sondern er drang ihr sogar bis mitten in's Herz. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er denn auch, daß die Gräfin Grün, die Gemahlin eines Stabsoffiziers der Garnison, ein Gelübde gethan hatte, der heil. Jungfrau bei den Jesuiten ein schönes Kleid zu verehren, wenn die Belagerung von Olmütz aufgehoben würde. Sogleich ließ er ein Kleid von dem reichsten Stoff für die Madonna verfertigen, schickte es den Jesuiten und ließ ihnen sagen: „Da er von dem unnützen Gelübde der Frau Gräfin gehört hätte und er so gut Lebensart verstände wie sie, so wollte er nicht, daß unsere liebe Frau darunter verlöre: da die Sache nun eine andere Wendung genommen hätte, brächte er in der That das dar, was die

Frau Gräfin vergeblich versprochen hätte." Die Jesuiten, über dieses Geschenk entzückt, kamen in Prozession, sich bei dem König zu bedanken, und zeigten den Fremden dieses Kleid, als einen sichtbaren Beweis von des Königs gottseligen Gesinnungen.

Der König hatte damals offenbar die Absicht, die Belagerung zu forçiren und Olmütz einzunehmen. Allein er wurde nicht nur von österreichischen Schwärmern arg belästigt, sondern er erhielt auch bald die unerfreuliche Nachricht, daß die Russen von Preußen aus bis nach Küstrin gekommen wären und diese Stadt nach einer schrecklichen Verwüstung eingenommen hätten. Er ging daher mit dem Gedanken um, die Belagerung von Olmütz aufzuheben, und dieser Entschluß wurde in ihm noch mehr befestigt, als ihm eines Tages gemeldet wurde, daß ein feindlicher Heerhaufe bei Domstädt einen Transport von Munition und Lebensmitteln, welcher aus Schlesien kam und für die Belagerungsarmee bestimmt war, weggenommen habe. Der König, darüber sehr unwillig, ließ am 1. Juli 1758 alle Generale und Kommandeurs der Regimenter und Bataillone zu sich ins Hauptquartier Schmirsitz rufen, und als sie Alle versammelt waren, trat er aus seinem Hause in ihre Mitte und redete sie mit einer majestätisch-ernsthaften

Miene folgendermaßen an: „Messieurs! Der Feind hat Gelegenheit gefunden, den aus Schlesien angekommenen Transport zu ruiniren. Durch diesen fatalen Zufall muß ich die Belagerung von Olmütz aufheben, die Herren Offiziere mögen aber nicht denken, daß deswegen Alles verloren ist. Nein, sondern Sie sollen versichert sein, daß Alles dergestalt repariret werden soll, daß der Feind daran denken wird. Die Offiziere sollen also den Burschen zureden und nicht leiden, wenn etwa gemurret werden sollte. Ich hoffe nicht, daß Offiziere selbst sich mißvergnügt bezeigen werden, und sollte ich wider Vermuthen dieses bei Einem oder dem Andern merken, so werde ich es auf's Schärfste ahnden. Ich werde itzt marschiren, und wo ich den Feind finde, werde ich ihn schlagen, er mag postirt sein wie er will, eine oder mehrere Batterien vor sich haben; doch (indem er sich mit seiner Stockkrücke die Stirn rieb) werde ich es niemals ohne Raison und Ueberlegung thun. Ich bin aber auch versichert, daß jeder Offizier bei vorfallenden Gelegenheiten und die Gemeinen ebenfalls ihre Schuldigkeit thun werden, so wie sie es bisher gethan haben."

Die Rede des Königs hatte auf die versammelten Truppenführer einen sichtbar tiefen Eindruck gemacht. Er entließ sie mit einer graziösen Handbewegung und

jener gnädigen und freundlichen Miene, mit welcher er alle Herzen zu gewinnen wußte. Er schied von ihnen mit der Ueberzeugung, daß er unter allen Umständen auf ihren Beistand rechnen könne. Die Belagerung von Olmütz ward daher aufgehoben und der Abmarsch angeordnet. Der Rückzug war ein wahres Meisterstück der Feldherrnkunst; derselbe mußte, weil Feldmarschall Daun den Weg durch Schlesien besetzt hielt, durch Böhmen unternommen werden. Daun ward überlistet. Vortreffliche Dienste leisteten dabei die Husaren. Sie dienten wie immer zur Deckung und als Fühlhörner der still durch Hohlwege und über Gebirge abziehenden Armee. Der König, von den Verhältnissen gedrängt, setzte an der Spitze der Reiterei den Marsch fast Tag und Nacht fort, wobei die Armee nicht selten vom Feinde beunruhigt wurde. Gräben und Klüfte durften gar nicht als Hinderniß betrachtet werden, Geschütz und Reiterei mußten suchen darüber hinweg zu kommen. Einstmals in einer dunklen Nacht stieß der König, der an der Spitze des Vortrabs ritt, auf eine sehr steile Anhöhe von beinahe 12 Klaftern Tiefe. Die beiden Feldjäger waren mit ihrem böhmischen Bauer, der ihnen als Wegweiser diente, sehr weit voraus, weshalb der König, der keine Zeit verlieren und die Nacht doch nutzen wollte,

sogleich Halt machte und den Vorfall bei der ganzen Kolonne bekannt werden ließ. Die Kavallerie mußte absitzen, um auf diese Art wieder ins Thal zu gelangen. Der Unteroffizier, der die vorderste Mannschaft des Vortrabs führte, hielt zurück, um diese Tiefe mit seinem Pferde gleichsam hinunter zu rutschen, und tappte öfters, da Alle bereits abgestiegen waren, mit den Füßen herum. Dem König ward die Zeit lang. „Er muß noch blödere Augen haben wie ich," rief er dem zögernden Unteroffizier unwillig zu, „denn Er tappt wie ein Blinder; komm' Er her und halt' Er sich an meinen Rockfittichen fest, ich will vorausrutschen, die Armee wird sonst zu lange aufgehalten." Hierauf mußte der Unteroffizier den Rockschoß des Königs erfassen und so ihm folgen. Auf diese Art kamen sie, außer einigen kleinen Verletzungen der Haut, glücklich über den Abgrund hinweg, wobei blos von den Karabiniers ein Pferd im Sturze den Hals brach und den Reiter etwas beschädigte.

Trotz solcher Hindernisse, welche das Terrain sehr häufig bot, ging der Marsch des Heeres doch unaufhaltsam weiter und erreichte Schlesien. Bei Landshut ließ der König den größten Theil dieses Heeres unter dem Feldmarschall Keith zur Deckung Schlesiens zurück und eilte bei brennender Sonnengluth, in langen er=

schöpfenden Märschen, dem Grafen Dohna zu Hülfe, welcher dem Vordringen der Russen kaum noch wehren konnte. Diese waren bereits auf verheerenden Märschen durch Preußen bis nach Küstrin vorgedrungen, welche Stadt sie, wie bereits erwähnt, nach einer schrecklichen Verwüstung eingenommen und stark gebrandschatzt hatten. Niedergetretene Fluren und flammende Dörfer bezeichneten die Pfade, welche diese nordischen Barbaren eingeschlagen hatten; die unglücklichen Bewohner von Städten und Dörfern wurden von ihnen von Haus und Hof verjagt und irrten schaarenweise, Obdach und Hülfe suchend, im tiefsten Elend umher. Friedrich, von dem namenlosen Unglück seiner Landesbewohner tief ergriffen, eilte rastlos herbei und traf die Russen bei Zorndorf. Der König war mit seiner kleinen Armee nur durch ein unbedeutendes Flüßchen von den Russen getrennt. Da ihm überaus viel daran gelegen war, sich selbst von der ganzen Lage, Stellung und Anzahl des Feindes auf das Genaueste zu überzeugen, so ritt er in Begleitung eines einzigen Adjutanten, eines Pagen, der sein Perspektiv trug und eines Reitknechts bis dicht vor das Wasser, stieg vom Pferde, ließ den Pagen absitzen, legte sein Fernrohr auf dessen Schulter und fing an, den Feind zu beobachten. Sobald die Russen ihn bemerkten, eröffneten

sie aus einer nicht weit vom Flusse errichteten Batterie ein ununterbrochenes Feuer auf ihn, so daß die Kugeln dicht bei dem König aufschlugen und sein Rock von der aufgewühlten Erde bedeckt ward. Der König sah unverwandten Blicks und ohne sich zu rühren durch sein Fernrohr. Endlich hielt es der Adjutant für seine Pflicht, den König an die dringende Gefahr, in welcher er sich befand, zu erinnern. Er trat daher zu ihm, zupfte ihn leise am Rockschoße und sagte: „Ew. Majestät sind hier in zu großer Gefahr, sehen Sie nur, wie die Kugeln um Sie herum schlagen; Ihr Rock und Ihr Hut sind schon mit Erde bedeckt." Der König ließ ihn lange ohne Antwort. Endlich drehte er den Kopf ein wenig nach dem Adjutanten hin und sagte ganz gelassen: „Wenn Er sich fürchtet, so reite Er nur zurück," und setzte seine Beobachtungen fort. Nachdem er endlich Alles gesehen hatte, was er zu sehen verlangte, sagte er zu dem Pagen: „Nun ist's gut; nun kannst Du zusammenpacken!" Bei diesen Worten setzte er sich ruhig auf's Pferd und ritt Schritt für Schritt unter beständigem Kugelregen von der Stelle weg, wobei er mit dem Adjutanten von ganz gleichgültigen Dingen sprach.

Der Verheerungszug der Russen hatte den König so in Wuth versetzt, daß er, so ungleich auch die Kräfte

waren, die Vertilgungsschlacht zu unternehmen beschloß und den Befehl ertheilte, diesen barbarischen Feinden keinen Pardon zu geben.

Es war am frühen Morgen des 25. August, als das preußische Heer, 30,000 Mann stark, sich in Schlachtordnung aufstellte, um gegen einen ihm an Zahl weit überlegenen Feind zu kämpfen, denn die russische Armee zählte mehr als 50,000 Mann. Als die Disposition zur Schlacht gemacht war und die preußischen Truppen aus dem Lager rückten, unterhielt sich der König während des Marsches bei verschiedenen Regimentern sowohl mit Offizieren als Gemeinen über allerlei Gegenstände, und zeigte dabei eine Ruhe, als ob zu einer Parade marschirt würde. Bei einem Grenadierbataillon von der Berliner Garnison fiel ihm ein alter Unteroffizier, Namens Beek, auf, der einen sehr kahlen Kopf unter der Grenadiermütze und seine Perücke am Tornister hängen hatte. Friedrich ritt an ihn heran und sah, daß dieser alte Mann noch sehr lebhaft aussah. „Mein Freund," redete ihn der König an, es wird mit Euch wohl Zeit sein, daß Ihr versorgt werdet: habt Ihr auch was gelernt?" — „Nein, Ew. Majestät, ich habe Nichts gelernt, kann weder lesen noch schreiben; denn ich mußte jung Soldat werden und bin nur zum Todtschießen

gemacht." — „Wie lange dient Ihr?" — „Schon 44 Jahr. Ich bin aber ganz gesund, und wenn der Krieg noch lange dauert, wird die Reihe auch an mich kommen, daß ich sterben muß. Ich mache mir aber gar nichts daraus, denn ich bin das Soldatenleben gewohnt. Nur eins habe ich auf dem Herzen, was mich drückt. Wenn das nicht wäre, Ew. Majestät, so wäre mir das Todtschießen noch gleichgültiger und ich wollte recht vergnügt sterben." — Der König hörte dies mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit an und fragte: „Nun, was ist denn das?" — „Ew. Majestät, ich habe einen einzigen Jungen, der gutes Wachsthum zeigt. Die Mutter hat ihn wohl lesen gelehrt, aber ich möchte doch gern sehen, daß er was Rechtes und mehr lernen könnte, als ich kann, und daß er in eine gute Schule käme. Wenn er in die Kompagnie kommt, so kann ihm das nur helfen. Ich kann ihm von meinem Traktamente Nichts dazu geben." — „Wo ist denn Euer Sohn zu finden?" — Der Vater bezeichnete ihm den Aufenthalt seines Sohnes, nannte seinen Namen und der König ritt fort, worauf die Schlacht in wenigen Minuten ihren Anfang nahm.

Die Russen waren in einem ungeheuren Viereck aufgestellt. Das preußische Geschütz wirkte furchtbar in

dieser zusammengedrängten unbehülflichen Masse, denn 117 Kanonen und Haubitzen hatte heute der Oberst Möller unter seinem speziellen Kommando, während Seidlitz den Oberbefehl über die gesammte Reiterei führte. Die Ungeduld des russischen Generals Fermor eröffnete vorzeitig die Schlacht, indem er seine Kavallerie plötzlich hervorbrechen und sich auf den Feind werfen ließ, was mit einem wilden Hurrahgeschrei geschah. Diesen Moment benutzte Seidlitz. Mit der ihm eigenen Energie warf er sich den russischen Reitern entgegen, trieb sie auf ihre Infanterie zurück, und die dadurch entstandene Verwirrung, noch vermehrt durch den Staub, den Pulverdampf und den wilden Schlachtenlärm, war so groß, daß das Hintertreffen der Russen auf ihre eigenen vorderen Glieder feuerte. Es entstand nun ein entsetzliches Morden und Würgen. Aber die Russen standen wie an den Boden gewachsen und kämpften wie die Löwen. Nur dem vereinigten Zusammenwirken der preußischen Armee und ihrer umsichtigen Führung gelang es endlich, den Feind zum Weichen zu bringen, ohne daß jedoch dadurch eine Entscheidung herbeigeführt wurde.

Ein Augenzeuge schildert den Verlauf der Schlacht folgendermaßen: „Heiß brannte die Mittagssonne auf die erschöpften Krieger, welche schon seit 4 Uhr Morgens

auf den Beinen waren. Besonders groß war die Ermattung der Reiterei, welche während des Kampfes auf den gefahrvollsten Punkten verwendet worden war. Menschen und Thiere bedurften daher dringend einiger Erholung, die ihnen aber nur kurze Zeit hinter dem Dorfe Zorndorf, wo Seidlitz die Schwadronen sammeln ließ, gewährt werden konnte. Der König wünschte eine Entscheidung der Schlacht, und befahl daher schon am Nachmittag den Kampf zu erneuern. Das russische Heer stand bereits in Schlachtordnung. 15,000 Mann Infanterie hatten, 12 Glieder hoch, eine feste Stellung genommen, und 100 Kanonen deckten ihre Flanken und schleuderten ihre Verderben bringenden Geschosse auf die anrückenden preußischen Regimenter. Der entsetzliche Kugelregen der feindlichen Artillerie hielt die preußische Infanterie in ihrem Sturmeslaufe auf; sie wich zurück. An einem einzigen Moment hing das Geschick Preußens und seines heldenmüthigen Königs. Seidlitz, der seine Reiterei in drei Treffen aufgestellt hatte, erkannte die Gefahr und eilte herbei. Er hatte seinen 61 Schwadronen, über die er noch zu verfügen hatte, eine auf des Feindes Hartnäckigkeit und Zähigkeit wohlberechnete Bestimmung gegeben, mit dem Befehl, Bügel an Bügel, die Glieder dicht hinter einander, unaufhaltsam in die

feindliche Masse einzudringen. Das erste Treffen bildeten 18 Schwadronen Küraſſiere, dem das schöne Karabinier-Regiment und ein Korps Gensdarmen beigegeben waren. Diesen folgte mit 100 Schritten Abstand das aus 3 Regimentern Dragoner bestehende zweite Treffen, welches dem ersten zur Unterstützung dienen und die etwa entstehenden Lücken schnell wieder ausfüllen sollte. Das dritte Treffen, von dem vorigen 250 Schritt entfernt, bestand aus 3 Regimentern Husaren; sie waren theils zur Eroberung der Geschütze, theils zur Gefangennehmung und zur Vernichtung der gesprengten Bataillone bestimmt.

Um die schon arg mitgenommenen Kräfte der Mannschaft und Rosse möglichst zu schonen, hatte Seidlitz befohlen, alle Bewegungen im langsamen Schritt und gemäßigten Tempo zu machen; nur bei dem letzten Marsch Marsch, beim Einhauen in den Feind, sollten die Sporen nicht geschont werden, um mit der noch möglichen Kraft und Gewalt die Reihen zu durchbrechen. So setzte sich die gewaltige Masse, vielfach gehemmt durch die zurückweichenden Bataillone der Dohna'schen Infanterie, langsam in Bewegung. Mit seiner hellen, weithin tönenden Stimme kommandirte jetzt Seidlitz: „Fertig zur Attake!" denn schon erreichten die russischen

Kugeln die ersten Glieder der preußischen Kavallerie. Schnell folgte das erste Marsch-Marsch-Kommando, 200 Trompeter schmetterten das belebende Signal, aber nur im gemäßigten Galpp folgten die Schwadronen. Immer näher rückten sie, in undurchdringliche Staubwolken gehüllt, an den russischen eisernen Koloß. Da blitzt es auf dessen beiden Seiten; mit furchtbarer Wirkung schlug der Kartätschenhagel in die Reihen der preußischen Reiter. Das letzte „Marsch Marsch“ wird geblasen, und mit voller Gewalt stürzen sich die preußischen Centauren in die feindlichen Bajonnette. In unaufhaltsamer, unwiderstehlicher Geschwindigkeit und Macht sind alle 61 Schwadronen in ihrer gräßlichen Arbeit. Die Kanonen werden genommen, die Mannschaft wird niedergehauen; kein Schuß wird mehr gethan, und nur die Hieb- und Stichwaffen beginnen das schreckliche Schlachten und Morden. Erst die völlige Dunkelheit und die gänzliche Erschöpfung der Rosse und Menschen beendeten diese möderische Schlacht. König Friedrich feierte wieder einen seiner glänzendsten Triumphe. 14,000 Russen waren gefallen, 103 Kanonen, 27 Fahnen und die Kriegskasse bildeten die Beute dieses Tages; aber auch 10,000 Preußen waren auf dem Felde der Ehre geblieben. Seidlitz mit seiner Reiterei war an diesem

Tage abermals der Retter des Vaterlandes und der Ehre des preußischen Kriegsruhmes gewesen. Er hatte Wunder der Tapferkeit gethan, und wo nur das Fußvolk wankte, da trieb er den Feind in die Flucht. Dem König war dies auch bewußt, denn als man ihm zu dem schönen Siege Glück wünschte, zeigte er gerührt auf Seidlitz und sagte: „Ohne diesen würde es garstig aussehen!“

Der glänzende Sieg hatte den König in eine heitere Stimmung versetzt. Die Durchführung des Schlachtplanes hatte seine ganze Geistes- und Körperkraft in Anspruch genommen; dennoch vergaß er über der großen Handlung den einzelnen Krieger nicht. Bald nach errungenem Siege stieß er zufällig wieder auf den Unteroffizier Beek. Der alte Mann war aus diesem Treffen unversehrt hervorgegangen. „Nun,“ rief der König ihm freundlich zu, „für Euren Sohn ist gesorgt.“ Daß dies geschehen, davon erhielt er auch wirklich den Beweis. Als nämlich der Feldjäger, der die Nachricht des Sieges nach Berlin gebracht hatte, von dort zurückkam, brachte ihm dieser einen Brief von seiner Frau mit, worin sie ihm meldete, daß ihr Sohn auf königlichen Befehl von ihr genommen und in das große Gymnasium gebracht worden sei; dort würde er auf öffentliche Kosten ge-

kleidet, unterhalten und unterrichtet. Der alte Unteroffizier weinte Freudenthränen bei dieser Nachricht und segnete den König, der so väterlich für seine Krieger besorgt war.

Einige Tage vor der Schlacht war dem König ein Brief des österreichischen Feldmarschalls Daun in die Hände gefallen, in welchem er den russischen Befehlshaber vor jedem Angriff warnte, mit dem Beifügen, er möge keine Schlacht gegen einen listigen Feind wagen, den er nicht kenne, sondern ihn lieber aufzuhalten suchen, damit die Oesterreicher sich Sachsens bemächtigen könnten. Ein glücklicher Zufall lieferte diesen Brief in des Königs Hände und enthüllte ihm den Plan seiner Feinde. Nach errungenem Siege schrieb er an Daun: „Sie hatten Recht, den russischen General zu warnen, daß er gegen einen listigen Feind, welchen Sie besser kennen, auf seiner Hut sein möchte; er hat Stand gehalten und ist geschlagen worden!" Ein Blitz aus heiterer Luft hätte dem österreichischen Feldmarschall keinen größern Schreck einjagen können, als die Worte des gefürchteten Königs; der Schreck war um so größer, als damit zugleich das Gerücht die Reihen durchlief, daß der König im Anmarsche sei. Dem war auch wirklich so. Der rastlose Held eilte, so viel es die Kräfte der Truppen

gestatteten, um nach Sachsen zu kommen, und seinem Bruder Heinrich, der von den Oesterreichern bedrängt wurde, Hülfe zu bringen. Dann war es sein Plan, die Oesterreicher von Neisse wegzutreiben, das längere Zeit schon von ihnen belagert wurde. Daun aber zog sich, als er von dem Anmarsche Friedrich's Kunde erhielt, erschrocken zurück und verschanzte sich in einer sehr sichern Stellung. Den Feind in diesem befestigten Lager anzugreifen, kam dem König nicht in den Sinn. Er mißachtete ihn, und gleichsam wie zum Hohn schlug er vor seinen Augen sein Lager bei Hochkirch auf, wo es am 14. Oktober (1758) zu einem Treffen kommen sollte. Der Uebermuth des Königs, angesichts des überlegenen Feindes sein Lager aufzuschlagen, war augenscheinlich zu weit getrieben. Sein Blick ruhte mit Verachtung auf dem Feinde, ja er versuchte sogar, ihn ungestört sich verschanzen zu lassen; denn einen Tag vor dem Ueberfalle bemerkte man an einem Flügel der preußischen Armee, daß die Oesterreicher gegenüber bei einem Berge Verschanzungen aufwarfen und so dreist waren, daß sie von den Preußen keine Hindernisse zu befürchten schienen. Der preußische General, der auf diesem Flügel das Kommando hatte, schickte einen Adjutanten nach dem Hauptquartier des Königs, um ihm

dies zu rapportiren. Als der Adjutant zum König kam, rief derselbe ihm entgegen: „Was bringt Er Gutes?“ Der Adjutant erzählte das Vorgefallene und fügte die Frage hinzu, ob Seine Majestät befehle, daß Feuer auf die Feinde gegeben werden sollte: der Artillerie-Offizier von der gegenüberstehenden Batterie habe versichert, er könne sie mit dem Geschütz erreichen. — „Nein, nein,“ antwortete der König, „lasse Er das nur gut sein, ich will sie morgen schon kriegen.“ — Der Adjutant beurlaubte sich. In eben dem Augenblick, als er aus der Thür treten wollte, rief ihn der König zurück: „Höre Er doch! — Was meint Er wohl, was mir ein Kanonenschuß kostet?“ — Diese Frage überraschte den Adjutanten; da er indeß wußte, daß der König lieber die erste beste Antwort als gar keine vernahm, so antwortete er: „Ein Schuß mag wohl Ew. Majestät einen Friedrichsd'or kosten.“ — „Nun,“ fuhr der König fort, „und wie viel Friedrichsd'or meint Er denn, daß die da drüben werth sind?“ Endlich aber sagte er doch: „Lasse Er einige Schüsse thun, aber nicht mehr.“ Das geschah denn auch, aber das Feuer hatte keine Wirkung.

Trotz der unsichern Stellung des preußischen Heerlagers entschlug sich der König doch jeder Besorgniß, wie sehr seine Generale ihn auch warnen und ihm

widerrathen mochten. Der Lagerplatz war so übel gewählt, daß Feldmarschall Keith sagte: „Wenn die Oesterreicher uns hier in Ruhe lassen, so verdienen sie sammt und sonders gehenkt zu werden.“ — „O,“ antwortete der König, „wir müssen hoffen, daß sie sich vor uns mehr als vor dem Galgen fürchten.“ — Aber der österreichische General hatte bereits seinen Plan gemacht; er wollte den stolzen König seine kundgegebene Geringschätzung durch einen Ueberfall büßen lassen. Als am 14. Oktober lange noch der Tag nicht graute, umzingelte Daun Hochkirch, in dessen Nähe die Preußen ihren Standort gewählt hatten. Diese, in völlige Sicherheit gewiegt, lagen noch in guter Ruhe, als plötzlich der schrecklichste Kanonendonner sie aufscheuchte. Einer rannte wider den Andern, und die Verwirrung war so groß, daß sie bei der Dunkelheit Mühe hatten, ihre Waffen zu finden. In wilder Hast suchten sie sich zu sammeln, Keiner aber fand seinen Nebenmann, denn die Kartätschenkugeln der Feinde streckten Hunderte zu Boden. Die Verwirrung kannte keine Grenzen; Alles schrie und lief wild durcheinander; das Kommando der Offiziere verhallte in dem geräuschvollen Lärm, und Alles war, so zu sagen, aus Rand und Band. Ziethen und Seidlitz,

in der Vorahnung eines feindlichen Ueberfalles, hatten ihre Mannschaft die Nacht über nicht von den Pferden gehen lassen; beide Heerführer waren daher bemüht, mit ihrer Reiterei Etwas auszurichten, aber die Dunkelheit gestattete ihnen nicht, den Freund von dem Feinde zu unterscheiden. Man war kaum in der Lage, dem mörderischen Geschoß, durch das ganze Reihen im preußischen Heere wie Kornähren niedergemäht wurden, mit Vortheil auszuweichen. Nie hatte wohl die aufgehende Sonne ein schrecklicheres Schauspiel beleuchtet. Mit Grauen wandte sich das Auge davon ab und viele der bärtigen Krieger konnten sich bei dem schauerlichen Anblicke der Thränen nicht erwehren. Da wurde zum Rückzug geblasen, der trotz des Schreckens und der Verwirrung in so geordneten Zügen bewerkstelligt wurde, daß Daun, voll Verwunderung darüber, die Verfolgung unterließ und sich so ruhig in sein altes Lager zurückzog, als ob gar nichts vorgefallen sei. Der Verlust der Preußen war über alle Maßen groß. Mehr als 9000 Mann Todte bedeckten den engen Lagerraum; außerdem hatte das überfallene Heer noch 100 Kanonen, fast alle Zelte und alle Feldgeräthe verloren.

Der König hatte Mühe sich zu fassen; wehmuthsvoll sah er gegen 11 Uhr des Morgens von einem Hügel

aus sein zusammengeschmolzenes Heer vorüberziehen. Er zwang sich, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, wußte er doch, daß Aller Augen auf ihn gerichtet waren, und daß jeder seiner Krieger Trost und Beruhigung aus seinen Zügen zu schöpfen suchte. Darum zeigte er auch das heiterste Gesicht, und als der General v. d. Goltz sich zu ihm gesellte, sagte er zu diesem in scherzendem Tone: „Mein lieber Goltz, man hat uns nicht gut geweckt.“ — „Verzeihen Ew. Majestät,“ antwortete der General, „gemeiniglich pflegt man diejenigen im Schlafe zu stören, die man am Tage nicht sprechen kann.“ — „Er hat Recht,“ erwiderte der König; „aber ich werde den Herren, die uns so unsanft aufgeweckt haben, schon am hellen Tage ihre Unhöflichkeit beweisen. Deswegen laß Er es nur gut sein, sie sollen keinen großen Segen davon haben.“ Der König hatte damit, obwohl nur scherzend, ein prophetisches Wort gesprochen.

Einige Tage darauf (den 17. Oktober) ließ Friedrich alle Generale und Stabsoffiziere zu sich kommen und redete sie folgendermaßen an: „Sie wissen, Messieurs, daß die Armee eine Surprise (Bestürzung) erlitten hat. Die Dunkelheit der Nacht ist hieran Schuld gewesen. Sie müssen aber nur bedenken, wo wir jetzt stehen. Wir sind in der Oberlausitz. Wir haben unsere Güter, Frauen

und Kinder hinter uns. Wenn wir noch einmal weichen müssen, so ist Alles verloren. Eine bald folgende Bataille ist unvermeidlich. Ich selbst will, ehe ich weiche, mit dem Reste meiner Armee mich lieber begraben lassen. Ich vermuthe, daß ein Jeder so denken wird, und wer so nicht denkt, soll sich lieber melden; er kann gleich nach Hause gehen. Ist wo etwa Einer unter Ihnen?" Alle Umstehenden waren bemüht, dem König zu versichern, daß sie, wie bisher, unter seinem Kommando mit Freuden ihre Schuldigkeit thun würden. Der König hörte die Versicherungen seiner Heerführer wohlwollend an und erwiderte: „Ich freue mich, Messieurs, bei Ihnen immer dieselbe Treue und Hingebung zu finden. Haben Sie Dank dafür!"

Dem König gingen die bei Hochkirch erlittenen schweren Verluste tief zu Herzen, und nur in dem Gedanken, nächstens eine große Schlacht zu schlagen, vermochte er einige Beruhigung zu finden. Er schrieb in dieser Zeit an einen Freund: „Die Affaire vom 14. Oktober würde eine Kampagne entschieden haben, jetzt aber ist sie nichts mehr als eine Schramme; eine große Schlacht muß unser Schicksal entscheiden. Wir werden dergleichen allem Anschein nach sehr bald haben, und dann, wenn der Ausgang für uns günstig ist, können

wir uns freuen. Es erforderte viele Kriegslisten und Künste, es so weit zu bringen."

Während der König mit großen Plänen sich trug, die erlittene Schlappe gebührend zu vergelten, stand Daun in seinem Lager still auf der Lauer, freute sich des gelungenen Ueberfalls und dachte in seinem Sinn, die Preußen hätten für immer genug bekommen. Doch der König, wunderbar rasch in seinen Entschlüssen, sandte schleunigst Eilboten an seinen Bruder Heinrich nach Sachsen, mit der Weisung, sich sogleich mit seinem 7000 Mann starken Heere nach der Oberlausitz auf den Marsch zu begeben und sich mit ihm zu verbinden. In der Zwischenzeit beobachtete er den Feind mit wachsamen Blicken. Als er an einem Herbstmorgen früh in der Dämmerung, blos in Begleitung einiger Flügeladjutanten, abermals auf Kundschaft ausritt, fiel ein so starker Nebel, daß man nicht vier Schritte vor sich sehen konnte. Sie ritten auf einem Fahrwege, und der König glaubte, es wäre noch Zeit genug, rechter Hand auszubeugen, um an dem feindlichen Vorposten vorbeikommen zu können. Der Flügeladjutant v. Oppen bemerkte aber, daß sie schon zu weit vorgedrungen wären. „Mein Seel, Ihro Majestät, wir sind schon zu weit links und gewiß schon hinter den feindlichen Vorposten." Kaum hatte Oppen

das letzte Wort gesagt, so kam auch schon von der rechten Seite her ein österreichischer Husar angesprengt, um die zu sehen, die er hatte sprechen hören. Der König, dem eine ungewöhnliche Geistesgegenwart eigen war, ritt dem Oesterreicher ebenfalls scharf entgegen und fragte ihn mit fester Stimme: „Husar! wo geht dieser Weg hin?" Der Husar sah sogleich, daß es Preußen waren, und hielt, durch den Ton und Blick des Fragenden außer Fassung gesetzt, wie eine Bildsäule, ohne Bewegung und ohne Antwort. Der König sagte nun ganz gelassen: „Messieurs, kommen Sie, der Husar weiß es nicht!" und so jagten sie unter Begünstigung des Nebels schnell davon, der es denn auch verhinderte, daß das Ausspähungswerk fortgesetzt werden konnte. Der König erwähnte nachher noch oft diesen Vorfall und belachte ihn.

Bald darauf war Prinz Heinrich mit seinen Hülfstruppen angekommen. Verstärkt durch diese Heeresmacht umging der König mittelst künstlicher Märsche die Oesterreicher, und stand, ehe man's sich versah, in Schlesien, wo der Feind da und dort wieder Fuß zu fassen versucht hatte. Bei seinem Erscheinen aber hielt er nirgends Stand. Ohne große Mühe gelang es ihm, die Oesterreicher aus Neisse zu vertreiben und sich so wieder zum

Herrn von Schlesien zu machen. Daun ward bei dieser Nachricht nicht wenig überrascht; er konnte die Verschlagenheit seines Gegners nicht genug bewundern und empfand großen Verdruß darüber, daß ihm der Ueberfall bei Hochkirch nicht den mindesten Vortheil gebracht hatte. Ihn gelüstete es daher nach einer großen That, und da ihm nichts Besseres einfiel, so beschloß er, einen Heerzug nach Sachsen zu unternehmen und Dresden aus preußischen Händen zu vertreiben. Er hatte jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Vielleicht mochte er glauben, daß er den Befehlshaber der preußischen Truppen nur aufzufordern brauche, ihm die Stadt zu übergeben, so würde ihm dieser gleich bereitwillig entgegenkommen. Aber fehlgeschossen! Der unerschrockene Kommandant, Namens Schmettau, antwortete auf die Aufforderung zur Uebergabe: „Ich werde mich von Straße zu Straße vertheidigen und mich unter die Trümmer des kurfürstlichen Schlosses begraben.“ Als Daun eine so entschlossene Sprache vernahm und wohl auch überzeugt sein mochte, daß der Sprecher seine Drohung ausführen würde, da zog er eilends sich zurück, um nicht etwa vom Heere des Königs überrascht zu werden, das er zu fürchten alle Ursache hatte. Er bezog sein Winterquartier in Böhmen.

Das Jahr (1758) ging zu Ende, und wenn Friedrich eine Ueberschau über seine kriegerischen Thaten gehalten hätte, so hätte er sich sagen müssen, daß er trotz der mancherlei Unfälle den Legionen seiner Feinde gegenüber Großes geleistet habe. Wiederum hatte er alle seine Feinde zurückgeschlagen und den Feldzug glorreich beendigt. Aber nicht nur er, sondern auch die übrigen Heerführer hatten sich mit Geschick zu vertheidigen gewußt. Namentlich hatte Belling den Schweden wacker Stand gehalten und sie bis nach Stralsund und der Insel Rügen zurückgeworfen. Dasselbe hatte Herzog Ferdinand an der Westgrenze Deutschlands gegen die Franzosen gethan. In dem neubegonnenen Jahre aber sollte der Krieg in den westfälischen Landen zuerst losbrechen. Die Franzosen versuchten, den tapfern Herzog durch die Uebermacht ihrer Streiter zu bezwingen, und sandten ihm deshalb zwei starke Heere entgegen, von denen das eine seinen Weg über Frankfurt nehmen, das andere bei Düsseldorf über den Rhein gehen sollte. Der Herzog hielt es für gerathen, sich bei Frankfurt auf den Feind zu werfen, und es kam bei Bergen zu einem hartnäckigen Treffen. Die Franzosen hatten aber eine so feste Stellung inne, daß die preußischen Truppen gegen sie nichts auszurichten vermochten, sondern viel-

mehr zurückweichen mußten. Der Feind folgte ihm auf dem Fuße, und von der Uebermacht gedrängt, sah er sich genöthigt, ganz an der Weser herunter bis nach Bremen zurückzugehen. Das war ein unendlicher Jubel für die Preußenfeinde, denn für sie war nichts gewisser, als daß Westfalen, Hessen, Braunschweig, Hannover für ewige Zeiten an die Franzosen verloren seien, und es hätte ihrer Meinung nach weiter nichts bedurft, als daß ein ausreichendes Beamtenheer von Paris herüber gesendet würde, um in den schönen deutschen Landen die Franzosenherrschaft einzuführen. Von Seiten des Herzogs war dies jedoch nur ein Scheinrückzug gewesen; denn plötzlich brach er wieder auf und warf sich dem andern von Düsseldorf kommenden feindlichen Heerhaufen entgegen.

Bei Minden fand der Herzog die Franzosen gelagert und in der Ebene bei dieser Stadt kam es am 1. August (1759) zur Schlacht. Der Angriff begann bei dem Dorfe Dotenhausen. Der Graf Wilhelm von Bückeburg hatte als Kommandeur der preußischen Artillerie eine vortheilhafte Stellung einzunehmen gewußt. Die Feuerschlünde übten eine so entsetzliche Wirkung auf die geschlossenen Glieder der Franzosen, daß sie zum Weichen genöthigt wurden. Zuerst mußte sich die Ar-

tillerie zum Rückzuge bequemen, und auch die Kavallerie folgte diesem Beispiele, wodurch in den Reihen des Fußvolkes Lücken entstanden und auch andere Unordnungen sichtbar wurden. Diesen Moment glaubte der Herzog benutzen zu müssen. Sogleich ertheilte er dem englischen General Sackville den Befehl, mit seiner Reiterei eine Attake auf den Feind zu machen. Zwischen den beiden Heerführern hatte sich aber schon seit einiger Zeit eine Art von Pikanterie gezeigt, die dem gemeinschaftlichen Zusammenwirken sehr nachtheilig war. Auch jetzt zögerte der englische General und ließ den besten Augenblick vorübergehen. Der Feind, der durch einen rechtzeitigen Ueberfall möglicherweise hätte vernichtet werden können, gewann dadurch noch Zeit genug, seine Glieder zu ordnen und den Rückzug auszuführen. Dennoch aber fielen 7000 Gefangene, 25 Kanonen und viele Fahnen in die Hände der Preußen. Von der preußischen Reiterei weithin verfolgt, fanden sie nicht eher Schutz, als bis sie bei Frankfurt ihr Lager bezogen hatten.

Die Nachricht von dem glänzenden Waffensiege überraschte den König, als er ebenfalls auf dem Punkte stand, sich zu einem furchtbaren Kampfe gegen den Feind zu rüsten. Der Monarch hatte ein festes Lager bei Landshut bezogen, verhielt sich dort zur Verwun-

derung seiner Feinde bis in die Mitte des Jahres ganz ruhig und schien abwarten zu wollen, was die Russen und Oesterreicher gegen ihn unternehmen würden. Diese hatten die Zwischenzeit gehörig benutzt, um ihre stark zusammengeschmolzenen Heere wieder vollzählig zu machen, und hatten nunmehr die Absicht, ihrem Gegner mit erneuten Kräften auf den Leib zu rücken. Friedrich war zwar während dieser Zeit auch nicht unthätig gewesen und hatte zur Ergänzung seines Heeres nach Kräften gewirkt, aber die Zahl seiner Krieger erreichte kaum die Hälfte von derjenigen, welche ihm die Feinde entgegen zu stellen vermochten. Namentlich war ein großer Theil seiner Kerntruppen auf dem Felde der Ehre geblieben, und nicht ganz ohne Besorgniß sah er den weitern Kämpfen entgegen. Noch wußte er nicht, von welcher Seite der Angriff erfolgen würde, als eines Tages die Nachricht von dem Anmarsche der Russen sich verbreitete. In zahlreichen Haufen näherten sie sich den Grenzen der Mark Brandenburg, und um ihre Macht noch zu verstärken und sie für größere Unternehmungen fähiger zu machen, war beschlossen worden, daß der tapfere österreichische General Laudon mit 20,000 Mann zu ihnen stoßen und sich mit ihnen vereinigen sollte. Friedrich, welcher davon unterrichtet war, suchte diesen Plan zu

vereiteln und sandte in dieser Absicht die Generale Dohna und Wedel dahin ab, aber sie wurden geschlagen, und somit war das Hinderniß einer Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern glücklich beseitigt.

Ein solches Ereigniß hatte nun freilich außerhalb der Berechnung des Königs gelegen, und er ward von der Nachricht, daß die vereinigten Heere 70,000 Mann stark an die Oder vorrückten, nicht eben angenehm überrascht. Der Sinn des Feindes war auf die Hauptstadt gerichtet, wohin der Weg ihm offen stand. Diese Absicht merkte der König, und er beeilte sich, dieselbe zu vereiteln, indem er schleunig zum Aufbruch kommandiren ließ. Unheilvolle Ahnungen erfüllten seine Seele; denn bevor er dahin abreiste, ließ er den Prinzen Heinrich herbeikommen, übergab ihm sein Testament, übertrug ihm die Verwaltung des Reichs für den Fall, daß ihm etwas Menschliches begegnen sollte, und traf überhaupt alle Vorkehrungen derartig, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gefahrvollen Unternehmen entgegengeht. Als ein vorsorglicher Fürst bestellte er sein Haus und schärfte seinem Bruder ganz besonders die Pflicht ein, nach seinem Tode in keinen schimpflichen Frieden zu willigen. Mit solchen düstern Gedanken beschäftigt, reiste er ab.

Friedrich stieß am 11. August (1759), 12 Meilen hinter Berlin, auf die feindlichen Schaaren. Sie hatten sich in einem festen Lager bei Kunersdorf verschanzt, eingeschlossen von einem Kanonen-Park, dessen gähnende Feuerschlünde Jedem, der sich ihnen nahen würde, mit Tod und Verderben drohten. Trotz der großen feindlichen Uebermacht und nicht beachtend die der seinigen weit überlegene Zahl an Geschütz, beschloß der König, die verbündeten Heere am 12. August anzugreifen, und da eben ein Eilbote des Herzogs Ferdinand von Braunschweig ihm den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Minden gemeldet hatte, so gerieth er in eine so zuversichtliche Stimmung, daß er dem Boten seine Abreise um einige Tage zu verschieben befahl, damit er seinem Herzog eine gleich frohe Botschaft überbringen und ihm von der geschlagenen Schlacht Rapport erstatten könne. Gegen Mittag erfolgte das Signal zum Angriff und der Kampf nahm Anfangs eine für die Preußen sehr glückliche Wendung. Von dem König angefeuert, zeigten die tapfern Krieger wieder einmal jenen heroischen Kampfesmuth, der unwillkürlich zur Bewunderung anregt. Sie achteten nicht der Feuerschlünde, welche gegen sie wütheten und ihre Kameraden reihenweise niederschmetterten; mit einer beispiellosen Todesverachtung er-

stiegen sie Batterie nach Batterie und sie waren so glücklich zu sehen, wie der linke russische Flügel ihrem stürmischen Andrängen nicht zu widerstehen vermochte; er ward zurückgeworfen und 70 Kanonen fielen dabei in ihre Hände. Es war dies ein Zeichen, daß die Siegesgöttin auch diesmal den Preußen holdgestimmt sei. Schon fing der Tag sich zu neigen an, und die von einem fast neunstündigen Kampfe ermüdeten Krieger erregten die Theilnahme ihrer Anführer. Die erfahrensten Generale näherten sich dem König mit den dringendsten Vorstellungen, den Kampf zu beenden und die Soldaten zu schonen, da voraussichtlich der Feind sich ja von selbst zurückziehe. Friedrich aber war dazu nicht zu bewegen; ihm genügte nicht nur der errungene Vortheil, er wollte den Feind geradezu vernichten. Demzufolge erhielt Seidlitz den Befehl, mit seiner Reiterei einzuhauen. Vergebens stellte dieser vor, er halte Laudon und den rechten russischen Flügel ab; vergebens meldete er, die Wiesen vor ihm seien eine sumpfige Masse, in die, wenn er seine Reiterei darüber hinführe, Roß und Mann versinken müßten. Aber alle Vorstellungen des erfahrenen Reitergenerals halfen zu Nichts. „Thue Er seine Pflicht und vollziehe Er die Befehle seines Königs," antwortete im festen Tone Friedrich. Seidlitz

senkte den Degen und gehorchte; aber nur zu bald wurde seine trübe Weissagung erfüllt. Anfangs zitterte der Boden, als die tapfern Schwadronen sich in Bewegung setzten, nicht lange aber und sie staken in den Sümpfen fest. Als ob die Russen und Oesterreicher auf eine solche Unbedachtsamkeit gewartet hätten, stürmten sie jetzt wüthend auf den unbeweglichen Feind los und richteten ein so furchtbares Blutbad unter ihm an, daß die grünen Wiesen rosenroth sich färbten und selbst Seidlitz verwundet vom Leichenfeld getragen werden mußte. Schrecken und Verwirrung kam über die erschöpften preußischen Krieger. Alles, was fliehen konnte, floh, und das Kommandowort der einflußreichsten Offiziere vermochte den in wilder Flucht Dahineilenden kein Halt zu gebieten. Das preußische Heer schien nicht nur geschlagen, sondern vollständig zertrümmert. Die Schlacht war unrettbar verloren, die Auflösung allgemein. Von den nachsetzenden Feinden verfolgt, suchten und fanden die unglücklichen preußischen Krieger nur noch Schutz in der Dunkelheit der Nacht.

Der König hatte die sichtbarsten Anstrengungen gemacht, um die unglückliche Wechselwirkung von sich und seinem Heer abzuwenden. Er befand sich inmitten des dichtesten Schlachtgewühls und sparte keine Worte, um

seine wankenden Krieger zu ordnen und aufzumuntern. Man machte ihn auf die bedrohliche Gefahr, welcher er sich aussetze, aufmerksam und bat ihn, sich hinwegzubegeben. Mit Entschiedenheit lehnte er die Aufforderung ab. „Nein," sprach er, „wir müssen Alles versuchen, um die Schlacht zu gewinnen." Das Kampfesgewühl war so ungeheuer, daß ihm zwei Rosse unter dem Leibe getödtet wurden, und als er das dritte besteigen wollte, fuhr ihm eine Kugel durch das Oberkleid und zerschmetterte eine goldene Dose in der Westentasche. Aber seine Anstrengungen waren nutzlos; seine sonst zauberartigen Worte übten diesmal keine Wirkung mehr. Waffen und Gepäck von sich werfend, suchte ein Jeder sein Heil in der Flucht. Er mußte nicht nur mit eigenen Augen sehen, wie die eroberten russischen Kanonen im Stiche gelassen wurden, sondern hatte auch noch das Unglück, den Verlust von 165 Stück preußischem Geschütz zu beklagen. Sein Zustand grenzte an Verzweiflung, und als er sah, daß Alles verloren war, rief er im tiefsten Unmuth: „Kann mich keine verwünschte Kugel treffen?" Als die Nacht hereinbrach, war er auf dem weiten Schlachtfelde fast der noch einzige Lebende; denn wie das Heer, so war auch seine Umgebung theils zerstreut, theils in die Flucht getrieben.

Friedrich stand besinnungslos auf dem blutbedeckten Schlachtfelde, und hatte es nur einem glücklichen Zufall zu verdanken, daß er nicht in feindliche Gefangenschaft gerieth; denn schon sprengten Russen und Oesterreicher nach der Gegend, wo er stand, als ein guter Stern den Rittmeister Prittwitz mit etwa 40 Husaren vorüberführte. Plötzlich rief der Lieutenant Velten: „Herr Rittmeister, da steht der König!“ Drauf wandte dieser schnell sein Roß und eilte mit seiner Begleitung auf den König zu, der ganz allein, nur in Begleitung eines Pagen, welcher sein Pferd hielt, auf einem Sandhügel mit verschränkten Armen stand und den Degen vor sich in die Erde gestoßen hatte. Prittwitz hatte Mühe, den König zu bewegen, das Pferd zu besteigen, denn in diesem Augenblicke hatte ihn sein großer Geist verlassen und er fühlte sich ohne Halt, ohne Hoffnung. Er antwortete auf die Bitten des Rittmeisters: „Laßt mich, Prittwitz, ich bin verloren!“ — „Nicht doch, Majestät,“ entgegnete Prittwitz, „noch sind Sie König von Preußen und Gebieter über ein Heer tapferer Kämpfer.“ — „Nun, Herr, wenn Er meint, dann vorwärts!“ Die Husaren umgaben darauf den König und schlugen, unaufhörlich von Kosaken umschwärmt, die auf den kleinen Haufen Jagd machten, den Weg nach der Oder ein. Prittwitz war

so glücklich, die unverschämte Zudringlichkeit der Kosaken von sich abzuhalten, daß er ihren Führer vom Pferde schoß. Nachdem das Mühlwasser glücklich überschritten war, hatten sie keine Anfechtung mehr zu erleiden und man brachte den König unversehrt bis zu einem niedern Fährhause. Dort dankte er dem Rittmeister, befahl Geschenke unter die Husaren zu vertheilen und gab Prittwitz die Weisung, dafür zu sorgen, daß er ungestört bleibe und sich überlegen könne, wo er wäre. Der bedrängte Monarch hatte sich noch immer nicht gesammelt. Auf dem Rücken seines treuen Pagen schrieb er an seinen Minister Finkenstein in Berlin: „Rettet die Königin, die königliche Familie und Alles, was Ihr könnt, nach Magdeburg." Und einige Stunden später fügte er diesen Zeilen noch folgende Worte bei: „Die Folgen der Schlacht werden schlimmer sein, als die Schlacht selbst. Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht erleben. Gott befohlen auf immer." Das war einer der schreckenvollsten Tage im Leben des großen Königs.

Zu verwundern war eine so verzweifelnde Stimmung des Königs freilich nicht; denn an demselben Abend konnte er von seinem stattlichen Heere nur noch 5000 Mann zusammenbringen. 26,000 waren todt, verwundet und gefangen, die übrigen nach allen Seiten hin zer-

sprengt. Aber auch das russische Heer war entsetzlich decimirt worden. „Wenn ich noch einen solchen Sieg erfechte," rief der Obergeneral, „so werde ich, mit einem Stabe in der Hand, allein die Nachricht nach Petersburg bringen müssen." So niedergebeugt der König auch war, so errang er doch bald seine Fassung wieder; denn das war das Eigenthümliche im Charakter des Königs, daß er immer dann am größten und heldenmüthigsten sich zeigte, wenn es ihm schlecht ging. Eilboten flogen nach Berlin und Küstrin mit dem Befehle, daß ihm von diesen Plätzen eiligst Geschütze zugeschafft würden; dann sammelte er die flüchtigen und zersprengten Krieger um sich, verstärkte sie durch einige andre Truppenabtheilungen und so konnte er binnen kurzer Zeit wieder über ein Heer von 18,000 Mann verfügen. Nun galt es aber vor allen Dingen, den moralischen Muth seiner Offiziere wieder zu heben. In dieser Absicht ließ er jenen Ueberbringer der Siegesnachricht aus Westfalen kommen, trat mit ihm in den Kreis seiner Krieger und sagte laut: „Er hat gesehen, wie es hier hergegangen. Eile Er zurück und wenn Er in Berlin und Magdeburg noch keine Feinde findet, so sage Er dem Herzoge, daß noch nicht viel verloren ist." In Betracht der Lage, in welcher der König und sein Reich sich befanden, mußten

diese Worte im ersten Augenblicke lächerlich erscheinen, denn keine Macht war vorhanden, die Russen in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten und sich der Hauptstadt und des ganzen Landes zu bemächtigen. Das erkannte man auch auswärts; denn von Paris aus schrieb man schon an den Führer des russischen Heeres: „Jetzt müsse man den König von Preußen völlig zu Grunde richten, Berlin und die ganze Mark Brandenburg plündern." Ein rasches Vordringen der Russen lag auch in dem Wunsche des österreichischen Feldmarschalls Daun. Der russische Obergeneral stand aber mit seinem Heere unbeweglich fest und als Daun ihn fast flehentlich bat, rasch vorzudringen, schrieb er ganz trocken an ihn zurück: „Ich habe zwei Schlachten gewonnen und warte nur noch, bevor ich weitere Bewegungen mache, auf die Nachricht zweier Siege von Ihnen. Es ist nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin Alles allein thun sollen." In diesem glücklichen Umstande lag die Rettung des Königs und des Vaterlandes. Die Russen hatten bei Frankfurt an der Oder Stellung genommen und erst als sie von allen Seiten angespornt wurden, bewegten sie sich langsam vorwärts; sie fanden aber nirgends Magazine, so daß sie, um nicht dem Mangel an Verpflegung zu erliegen, sich Ende Oktobers wieder nach

Polen zurückzogen, wodurch Preußen einer großen Gefahr überhoben ward.

Inzwischen war der Feldmarschall Daun von dem Prinzen Heinrich in Sachsen meisterlich in Schach gehalten worden. Heinrich war ein großer Feldherr der damaligen Zeit, eine Anerkennung, die ihm selbst von seinem königlichen Bruder gezollt wurde. Dieser sagte von ihm: „Er ist der einzige General, der während des ganzen Krieges keine Fehler machte.“ Außer seinen strategischen Talenten besaß dieser Prinz auch große Menschenfreundlichkeit und Güte und wußte sich bei Freund und Feind beliebt zu machen. Ihm war die Aufgabe zugefallen, mit seinem Heere das Kurfürstenthum Sachsen zu überwachen. Da hätte man nun glauben sollen, daß er in dem feindlichen Lande für einen unwillkommenen Gast hätte gelten müssen, allein gerade bei den Sachsen stand er in hohem Ansehen und Ehren und man erzählte von ihm noch nach langen Jahren mit Rührung, wie dieser edle Hohenzoller im Jahre 1759 eines Tages zur Erntezeit den Bauern eines sächsischen Dorfes mit seinen eignen Pferden das Getreide einfahren helfen ließ, als ein plötzliches Unwetter über die armen Leute auf dem Felde hereinzubrechen drohte. Sein glänzendes Feldherrntalent bewies der Prinz besonders dem Feldmarschall

Daun gegenüber, um ihn von der Verbindung mit den Russen abzuhalten. Durch geschickte und künstliche Märsche hatte er den vorsichtigen Daun hin- und herzuziehen gewußt, ihn plötzlich umgangen und eine Menge Magazine zerstört, deren Inhalt hingereicht hätte, 50,000 Soldaten ein halbes Jahr lang zu unterhalten. Im österreichischen Lager entstand dadurch ein so großer Mangel an Lebensmitteln und Fourage, daß die unwilligen Krieger zu murren anfingen und Daun sich genöthigt sah, zurückzugehen und bessere Lagerplätze aufzusuchen. Die Mark Brandenburg ward dadurch gerettet. Ein Verlust aber wurde dem Könige doch bereitet: Dresden ging in feindliche Hände über, was als eine unmittelbare Folge der Kunersdorfer Schlacht betrachtet werden konnte. Schon damals hart belagert, schrieb Friedrich dem Kommandanten der sächsischen Hauptstadt, er möge nur die 7 Millionen Kriegskassengelder retten und den Platz mit Ehren räumen, denn Hülfe könne er ihm nicht senden. Das geschah unmittelbar nach der unglücklichen Schlacht. Nach wiedergewonnener Fassung besann sich der König jedoch eines Bessern, aber leider zu spät. Dresden war bereits von den Preußen verlassen. Zornig stampfte Friedrich mit dem Fuße, indem er aussprach, Dresden wieder erobern zu wollen, und

sogleich befahl er den Aufbruch des Heeres nach Sachsen. Die rauhe Jahreszeit war bereits eingebrochen. Prinz Heinrich machte daher dem Könige die eindringlichsten Vorstellungen, in der winterlichen Jahreszeit die Truppen zu schonen und von der beabsichtigten Unternehmung abzustehen. Vergebens, der König hörte nicht auf ihn. Der General Fink erhielt den Befehl, dem Feinde mit 15,000 Mann in den Rücken zu fallen, um ihn dadurch mit Gewalt zum Rückzuge zu bringen. Jeder Kriegskundige sah den mißlichen Erfolg voraus; alle Generale stimmten in der Ansicht überein, daß der Angriff zum Unglück führe, und wie gedacht, so geschehen. Fink war mit seinem Häuflein kaum bei Maxen (21. Nov. 1759) angekommen, so wendete sich das Blättchen und statt er der angreifende Theil hätte sein sollen, ward er selber von allen Seiten angegriffen. Es entstand ein furchtbares Gemetzel. Die Preußen setzten den feindlichen Angriffen die tapferste Gegenwehr entgegen, aber dennoch mußten sie unterliegen. Fast der ganze Truppenkörper ward aufgerieben und nur allein 11,000 Preußen fielen als Gefangene in die Hände der Oesterreicher. Noch nie hatte eines der vorhergegangenen Jahre für Friedrich einen so unglücklichen Verlauf gehabt, als das Jahr 1759, das auf eine so traurige Weise zu Ende ging.

Der folgenschwere Ausgang dieses Unternehmens lastete auf dem Könige mit erdrückender Schwere und noch nie hatte er mit beklommenerem Herzen einen Feldzug eröffnet, wie den im Jahre 1760. Das über ihn gekommene Unglück prägte sich in allen seinen Zügen und in allen seinen äußeren Handlungen aus und noch immer schien es, als ob kein freundlicher Glücksstern ihm leuchten wolle. In Schlesien überfiel der österreichische General Laudon mit einer dreimal stärkeren Uebermacht den General Fouquet und seine 8000 Mann. Fouquet wehrte sich mit Löwenmuth und nicht minder tapfer fochten seine Krieger; allein er hatte das Unglück, mit dem Pferde so unglücklich zu stürzen, daß er unter dasselbe zu liegen kam und wahrscheinlich wäre er erdrückt worden, wenn ihn nicht sein treuer Reitknecht bei guter Zeit hervorgezogen hätte. Von seinem Häuflein entkamen nur die Reiter, deren Rosse flüchtig genug waren, um sich aus dem Bereiche der blutigen Metzelei zu bringen. Friedrich verfolgte unterdeß seinen Plan, Dresden wiederzuerobern und setzte diese Stadt einer hartnäckigen Belagerung aus. Aber welche Kunstgriffe er auch anwenden mochte, zu seinem Ziele zu gelangen, der österreichische Befehlshaber wußte sie geschickt zu vereiteln und den ihm übertragenen Posten heldenmüthig zu vertheidigen.

Das Mißlingen seiner Bemühungen erfüllte das Gemüth des Königs sehr mit Unmuth. Seine besten Freunde und die erfahrensten Generale hatten viel unter dieser Stimmung zu leiden und oft ließ er sich in seinem Zorn zum schwersten Unrecht hinreißen. Einem Regimente, dem er Feigheit vorwarf, wurden die Tressen von der Uniform geschnitten und die Säbel und sonstigen Ehrenzeichen abgenommen. Es traf den König aber auch Schlag auf Schlag. Kaum hatte er die Vernichtung des Fouquet'schen Korps vernommen, so traf schon wieder die Hiobspost ein, daß der General Laudon in einem Tage die sehr wichtige Festung Glatz weggenommen habe. Man fürchtete ein zorniges Aufbrausen des Königs bei Ueberbringung dieser Unglücksbotschaft, aber wider Erwarten antwortete er ganz gelassen: „Sei's! Im Frieden werden sie es uns schon wiedergeben. Wir müssen nach Schlesien, um nicht Alles zu verlieren." Der Entschluß ward eben so rasch gefaßt als ausgeführt. Als er aufbrach, zog neben ihm auf der einen Seite Daun, auf der andern der österreichische General Lascy. Alle drei Heere zogen so dicht neben einander her, daß man sie füglich für eins hätte halten können. Die Plänkeleien zwischen den leichten Truppen wollten daher auch gar kein Ende nehmen; fortwährend geriethen sie

miteinander in's Handgemenge und kein Tag verging ohne Hauen und Stechen. Unter oft wiederholten Scharmützeln gelangte man bis Liegnitz. Ein weiteres Vordringen des Königs war unmöglich. Denn nun kam ihm auch Laudon entgegen und er ward von den österreichischen Heeren völlig eingeschlossen. Die österreichischen Generale jubelten schon und glaubten zuversichtlich, den König sammt seinem Häuflein zum Gefangenen zu machen. „Der Sack ist aufgemacht," riefen sie spöttelnd, „in welchem wir die ganze preußische Armee auffangen wollen. Wir brauchen ihn nur zuzuschnüren." Der König erfuhr diese Großsprecherei und lachend erwiderte er: „Sie haben eben nicht unrecht; aber ich denke, ein Loch in den Sack zu machen, das sie wahrlich nicht wieder sollen zunähen können." Das waren wieder prophetische Worte. Das königliche Heer ward indeß von Seiten der Oesterreicher so eng eingeschlossen, daß keine Maus hindurch zu schlüpfen vermochte und an Zuführung von Lebensmitteln gar nicht zu denken war. Anstatt des Kommißbrotes mußte daher Zwieback an die Soldaten vertheilt werden. Der König pflegte gewöhnlich gegen Abend durch die Eskadronsgasse der Garde-du-Korps zu gehen oder zu reiten, redete mit den Leuten und suchte sie bald durch scherzhafte Anreden, bald durch

Hoffnung auf bessere Zeiten bei guter Laune zu erhalten. Bei dieser Gelegenheit sah er einen Unteroffizier, der seinen Zwieback in Stücke zerschlagen und mit einem Quart Pontak in dem Feldkessel über Feuer gesetzt hatte. „Was hat Er da für eine rothe Suppe?" fragte der König. — „Majestät," erwiderte der Unteroffizier, „diese Suppe kostet mir baare 7 Thaler." — „Hoho! hoho!" sagte der König, „was ist es denn?" — Es ist Pontak und Zwieback, weil ich mich gern einmal stärken wollte, habe ich meinen letzten Dukaten daran gewendet" (ein holländischer Dukaten galt damals 7 Thaler). — „Laß Er mich doch auch einmal kosten, ich muß doch wissen, wie das schmeckt." — „O ja, Ihre Majestät, ich habe aber nur einen blechernen Löffel." — „Das schadet Nichts." — Hierauf nahm der König einige Löffel voll von der Suppe zu sich und sagte dann: „Das schmeckt wirklich gut, ist aber in der That etwas zu theuer. Nun bedanke ich mich für's Erste; Er soll dafür einmal wieder mit mir essen." Der König hatte befohlen, daß dieser Unteroffizier nach dem Hauptquartier kommen sollte. Dort ward er mit dem, was der König selbst speiste, gesättigt und zuletzt ließ ihm der König noch ein ansehnliches Geschenk an Geld verabreichen. So pflegte Friedrich der Große sich die Liebe und Anhänglichkeit

seiner Soldaten zu gewinnen. Er schaute darum auch mit Zuversicht den künftigen Ereignissen entgegen.

Zu Aller Verwunderung beschloß Daun eine Feldschlacht, um das Vernichtungswerk an dem König von Preußen und seiner Armee desto sicherer bewirken zu können. Der vernichtende Schlag sollte am 15. August ausgeführt werden, und um ganz sicher zu gehen, wollte man dem königlichen Heere im frühsten Morgengrauen durch einen Ueberfall eine Bluttaufe bereiten, ähnlich der bei Hochkirch. Diesmal war jedoch der König so glücklich, davon Kunde zu erhalten und sogleich war sein Entschluß gefaßt. In geräuschloser Stille verließ das preußische Heer während der Nacht sein Lager und bezog die benachbarten Anhöhen. Um die Oesterreicher glauben zu machen, die Preußen befänden sich ganz ruhig in ihrer alten Stellung, waren Bauern gedungen worden, die Wachtfeuer in steter Gluth zu erhalten.

Geräuschlos stellte Friedrich sein Heer in Schlachtordnung auf. Lautlos standen die Regimenter in Reihe und Glied und lauschten auf das Losungswort zum Angriff. Die Aufstellung hatte etwas Unheimliches; das Fußvolk hatte die Gewehre wie zur Attake gefaßt und in der kräftigen Faust des Reiters blinkte der blanke Säbel, jeden Augenblick zum Einhauen bereit. Es war

ein bezauberndes Bild. Tief im Osten graute der Morgen und darum hatten die Bewegungen der schweigsamen Masse etwas Geisterartiges. Schon die ganze Nacht hatte man in fieberhafter Erregung verbracht. Um daher nur einen Augenblick der Ruhe zu genießen, hatten sich die Generale Seidlitz und Ziethen an ein Wachtfeuer gelegt und waren eingeschlafen, Friedrich aber saß nachdenkend auf einer Trommel und überdachte den Schlachtplan: indeß ward auch er von der Müdigkeit so sehr überwältigt, daß er sich an die Seite seiner Generale legte und ebenfalls in Schlaf versank. Ungefähr um 2 Uhr Morgens kam ein Major herangesprengt und rief mit lauter Stimme: „Wo ist der König?" Dieser, etwas erschrocken, sprang eilend vom Boden auf und fragte: „Was ist's?" — „Der Feind ist keine 400 Schritte mehr entfernt," war die Antwort. Eine allgemeine Bewegung bemächtigte sich der Offiziere und der sämmtlichen Krieger. Zwei Minuten reichten hin, um die Ordnung in den Regimentern herzustellen. Auf allen Seiten ertönte das Kommandowort der Anführer; die Kavallerie sprengte in Schlachtordnung heran. Der Donner des Geschützes widerhallte in Berg und Thal und keine zehn Minuten dauerte es, so war die Schlacht in vollem Gange. Der waltende Geist des königlichen Helden that Wunderdinge.

General Laudon, der die Oesterreicher kommandirte, hatte nichts weniger als einen solchen Empfang erwartet und war um so mehr erstaunt, eine so große Macht vor sich zu sehen, da er gehofft hatte, die Preußen in ihrem Lager überraschen zu können. Jetzt aber, wo es galt, sich als Held zu zeigen, ließ er tapfer einhauen. Um so tapferern Widerstand aber leisteten die Preußen. Sie fochten wie die Löwen und wen von den Feinden sie auf's Korn gefaßt hatten, der wurde erbarmungslos niedergemacht. So kam es, daß, als die Sonne mit ihren Strahlen das mit Leichen und Waffentrümmern bedeckte Schlachtfeld beleuchtete, der vierstündige mörderische Kampf bereits entschieden war. Die Preußen hatten vollständig gesiegt und 10,000 Mann Oesterreicher theils getödtet, theils zu Gefangenen gemacht; außerdem hatten sie noch 23 Fahnen und 82 Kanonen erbeutet. So endete die Liegnitzer Schlacht.

Reiterei und Fußgänger waren von der blutigen Arbeit erschöpft, so daß der König von selbst darauf verfiel, seinen tapfern Schaaren eine dreistündige Erholung zu gönnen. Friedrich schlenderte durch ihre Lagerreihen, da jubelte Alles froh und freudig über den eben errungenen Sieg, der von um so schätzbareren Folgen war, als durch ihn der moralische Muth der Krieger

bedeutend gehoben worden. Konnte man sich doch seit der unglücklichen Niederlage bei Zorndorf keines glücklichen Streiches mehr rühmen. Er lobte daher die Tapferkeit der Truppen und gab ihnen die Versicherung, daß er sie seiner Zeit angemessen zu belohnen wissen werde. Bei dieser Gelegenheit kam er auch zu jenem Regimente, welches bei Dresden seine Ehrenzeichen verloren, bei dem eben beendigten Treffen aber sich so brav und ritterlich bewiesen hatte, daß er aus Anerkennung dafür jetzt vor dem Kommandeur desselben das Haupt entblößte und ihm in den freundlichsten Ausdrücken seinen Dank abstattete. Diese gnädige Stimmung des Königs glaubten einige alte graubärtige Krieger benutzen zu müssen, um die Gnade ihres geliebten Helden wo möglich wieder zu erlangen. Sie traten vor und brachten im Namen ihres Regimentes ihre Worte an den Mann. Der König hörte sie ruhig an und antwortete im Tone tiefster Rührung: „Ja, Kinder, Ihr habt Eure Sachen gut gemacht, ich danke Euch, Ihr sollt Alles wieder haben. Es ist Alles vergeben und vergessen, aber den heutigen Tag vergesse ich Euch nicht.“ — Ein unendlicher Jubel erfüllte die Lüfte, denn ein größeres Glück hätte dem betreffenden Regimente nicht widerfahren können. Nach vollendeter Rast sammelte man sorgfältig

alle auf dem Schlachtfelde zerstreut umherliegenden Kriegsgeräthe auf, nahm die Kanonen und die gemachten Gefangenen in die Mitte und machte noch an demselben Tage einen dreistündigen Marsch. Dieser einzige Sieg lieferte Schlesien, das zum Theil wieder von den Oesterreichern erobert worden war, fast wieder in preußische Hände.

Der König ging den Oesterreichern aber auch scharf zu Leibe und scheute keine Mittel, sie aus ihren Positionen zu verdrängen. So war er in diesem Feldzuge genöthigt, im schlesischen Gebirge ein Dorf anstecken zu lassen, um die österreichischen leichten Truppen zu verhindern, eine Höhe, die bei einem Rückzuge verlassen werden mußte, sogleich zu besetzen. Zufälligerweise erhielt der Offizier, dessen Mutter das Dorf gehörte, den Auftrag, es anstecken zu lassen. Der Offizier vollstreckte den Befehl, ohne sich einen Augenblick zu bedenken. Dies war dem König genug, sich auch immer für diese Familie zu interessiren. Er hatte ihr nicht nur den erlittenen Schaden reichlich vergütigt, sondern auch jedesmal, wenn er mit diesem Offizier zusammentraf, sich dieses Vorfalls erinnert und ihn nach dem Befinden seiner Mutter gefragt. Eine so unbedingte Ergebenheit der Schlesier machte ihm eben jenes Land so theuer. Er pflegte es

daher auch die Perle in seiner Krone zu nennen und bot alle seine Kräfte auf, um es von den verhaßten Feinden zu befreien. Leider mußte er aber von weiteren Verfolgungen abstehen, denn es war ihm die Nachricht geworden, daß die Mark in Gefahr schwebe, in den Besitz des Feindes zu gerathen. 48,000 Oesterreicher und Russen hatten sich nämlich aufgemacht, Berlin zu nehmen. Sie gingen auch unaufhaltsam auf das Ziel los, wußte man doch, daß die schwache Besatzung dieser Stadt nicht im Stande war, dem Vordringen einer so großen Heeresmacht Widerstand entgegen zu setzen. Dem zufolge fiel die preußische Residenz am 4. Oktober (1760) auch wirklich in die Hände des russischen Generals Tottleben. Der Ruf der Grausamkeit, den die Russen auf ihren Heereszügen in Preußen sich zu erwerben gewußt hatten, war auch bis Berlin vorgedrungen, dessen Bewohner bei ihrem Erscheinen von Furcht und Entsetzen ergriffen wurden. Sie hätten diese Furcht sich wohl ersparen können; denn Tottleben war ein sehr edler, menschenfreundlicher Mann, welcher möglichst bemüht war, alle Grausamkeiten von den Bewohnern der Hauptstadt fern zu halten. In der That benahmen sich die Russen auf eine sehr milde Weise, während die Sachsen und Oesterreicher in Charlottenburg und Umgegend sich wie Kannibalen geberdeten und das

Volk beispiellos drückten und drangsalten. Acht Tage lang ließen sie ihrer Raubgier und Verfolgungssucht die Zügel schießen, als mit einem Male sich das Gerücht verbreitete und laut ausgesprochen wurde, der König sei im Anmarsch. Diese Nachricht übte eine elektrische Wirkung auf die grausamen Feinde. Sie erpreßten noch, was sie erpressen konnten; machten sich aber dann eiligst aus dem Staube, denn sie fürchteten die Rache des Landesfürsten. Als der König hörte, daß das bloße Gerücht von seinem Anmarsch die Feinde zu solcher Angst getrieben habe, brach er in ein lautes Gelächter aus und sagte angesichts seiner Truppen: „Und solche Lumpen woll'n es man mit uns Preußen aufnehmen.“ Er liebte es nämlich, seine Krieger zuweilen durch ein Scherzwort zu belustigen und nahm es keinem seiner Leute übel, wenn sie in ihrer derben Weise darauf erwiderten. Auf diesem Marsche aus Schlesien nach der Mark, der sehr schleunig ausgeführt wurde, sagte der König öfters, wenn seine Soldaten ermüdet waren: „Grad uut, Kinder! grad uut!“ (d. h. sie sollten grade und nicht so gekrümmt marschiren) — „Fritz, och grad uut!“ war ihre Antwort; und ein Husar, dem der König denselben Vorwurf machte, sagte zu ihm: „Fritz, och grad uut, unn die Stiefeln in die Höhe gezogen!“

welchen Scherz der König lachend hinnahm. Auf so vertrautem Fuße stand der große Held mit seinen Kriegern. Er wußte aber auch, was er von ihnen fordern durfte; ihrem Könige zu Liebe ertrugen sie gern und willig die größten Strapazen, unterzogen sich Tag und Nacht den anstrengendsten Märschen und gingen für ihn eben so willig in den Tod. Der König theilte natürlich alle Beschwerden und Entbehrungen mit seinen braven Soldaten. Er hatte daher auch guten Grund, an einen seiner Freunde schriftlich die Worte zu richten: „Sie können sich keinen Begriff von unsern entsetzlichen Strapazen machen; dieser Feldzug übertrifft noch alle vorhergehende: ich weiß oft nicht, wohin ich mich wenden soll. Doch ich werde Ihnen durch die Erzählung meines Kummers und meiner Unruhe nur lästig. Mein froher Sinn und meine muntere Laune sind mit den geliebten, ehrwürdigen Personen begraben, an welchen mein Herz hing. Schmerzensvoll und traurig ist das Ende meines Lebens."

Wie schon bemerkt, fand Friedrich in Charlottenburg und Umgegend keinen Feind mehr zu bekämpfen. Daun hatte sich mit seiner Armee nach Sachsen gewandt und bei Torgau eine gut verschanzte Stellung eingenommen, so daß er durch eine geschickte Vertheilung seiner Truppen den preußischen Einfluß verdrängt und das Land fast

gänzlich besetzt hatte. Der König befand sich daher in einer sehr üblen Lage; an der Oder, ihm im Rücken, standen die Russen und vor ihm, in Sachsen, lagerten die Oesterreicher in einer fast uneinnehmbaren Verschanzung. In dieser Lage war es schwer für ihn, das rechte Mittel zu finden, um aus ihr heraus zu kommen. Er entschloß sich rasch, die Oesterreicher in ihrer Stellung aufzusuchen, schreckte aber fast zurück, als er sich von ihrer unbezwinglichen Lagerstätte überzeugt hatte. Gleichwohl handelte es sich hier um die Frage, ob Sein oder Nichtsein. Der König fühlte nur zu wohl, daß er sich in einer mißlicheren Lage kaum befunden hatte. Im Innersten zerknirscht, durfte er seiner Umgebung seine tiefe Mißstimmung nicht einmal merken lassen; er mußte vielmehr sich Zwang anthun, sie unter einer freundlichen Miene zu verbergen, wenn er nicht Alles verloren geben wollte. Ja, es wird sogar behauptet, daß Friedrich in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges, als er gesehen, daß die Zahl seiner Hülfstruppen immermehr zusammenschmolz, während die seiner Feinde fast immer auf gleicher Höhe sich erhielt, stets eine starke Dosis aus Opium bereiteter Pillen bei sich geführt habe, um seinem Leben ein Ende zu machen, wenn er der vereinten Kraft seiner vielen Feinde endlich hätte unterliegen

müssen. Er selbst läßt sich in dieser Beziehung gegen einen Vertrauten folgendermaßen vernehmen: „Ich werde den Augenblick nie sehen, in dem ich genöthigt sein würde, einen unrühmlichen Frieden zu schließen. Es giebt keinen Bewegungsgrund, keine Beredtsamkeit, die mich dahin bringen könnte, meine Schande zu unterschreiben. Entweder lasse ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben; oder sollte dem Schicksal dieser Trost noch zu süß scheinen, so werde ich meinem Unglück, wenn ich es nicht mehr zu tragen vermag, eine Ende zu machen wissen. Ich habe meine Handlungen von jeher nach meiner inneren Ueberzeugung und dem Gefühl von Ehre gemäß, welches alle meine Schritte leitet und immer leiten wird, eingerichtet; und sie sollen immer noch jederzeit mit diesen Grundsätzen übereinkommen. Meine Jugend opferte ich meinem Vater, mein männliches Alter dem Vaterlande. Nun glaube ich mit Recht über mein Alter gebieten zu können. Ich sagte es schon und wiederhole es nochmals: Nie werde ich einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, Alles in diesem Feldzuge zu wagen und die verzweifeltsten Dinge zu unternehmen: denn ich will siegen oder ehrenvoll sterben." Wie schwer um jene Zeit die Last der Sorgen ihn drückte, geht aus folgender Aeußerung her-

vor. Er schrieb an einen Freund die rührenden Worte: „Ich verzehre mich langsam; ich gleiche einem Körper, den man nach und nach verstümmelt und dem man täglich eins von seinen Gliedern abnimmt. Gott stehe uns bei, wir bedürfen dessen sehr! Immer erinnern Sie mich an mich selbst! Wissen Sie denn nicht, daß an meinem Leben wenig liegt? wohl aber liegt viel daran, daß ich meine Pflicht thue und für mein Vaterland streite, um es, wo möglich, vom Untergange zu retten." In so trüber Stimmung befand sich der König bei dem Anblick der feindlichen Verschanzung bei Torgau. Was nun thun? Wollte er dem Feinde diese Stellung ruhig überlassen, so mußte er in seinem eignen, ohnehin schon stark mitgenommenem Lande überwintern; wollte er ihn angreifen und er hätte das Unglück gehabt, geschlagen zu werden, so wäre er sammt Preußen verloren gewesen. Es hieße va banque spielen und das durfte er auf eigene Faust nicht wagen. Er faßte daher den Entschluß, seine Generale um sich zu versammeln und sie um ihren Rath zu befragen. Dies geschah am Morgen des 3. Novembers (1760). Einer seiner vertrautesten Freunde war der General Ziethen; dieser fehlte jedoch in dieser Versammlung und der König empfand darüber lebhafte Unruhe. „Messieurs!" redete er sie an, „wir können Nichts machen, denn es

fehlt uns noch Einer.“ Sein Auge blickte unverwandt nach der Richtung hin, von welcher her Ziethen kommen mußte; endlich kam er eiligst angesprengt und der König lief ihm freudig entgegen und empfing ihn mit den Worten: „Komm Er, mein lieber Ziethen, ich habe voll Schmerzen auf Ihn gewartet, denn heute scheint's ein wichtiger Tag werden zu wollen. Entweder ich siege, oder ich wandre aus, denn meine Lage ist sehr mißlich.“ — „Ei was,“ rief der fromme Ziethen rasch entschlossen, indem er vom Pferde stieg und sich seinen Bart strich, „Sie müssen nicht an der Hülfe Gottes zweifeln. Er hat uns so oft beigestanden, er wird es auch heute thun. Ihre Soldaten sind voll Muth, also nur auf Gott vertraut.“ — Diese Worte stärkten den König mit Selbstvertrauen. „Nun, wenn Er meint, mein lieber Ziethen, so wollen wir das Unvermeidliche wagen.“ Er nahm ihn hierauf am Arm, entfernte sich auf einige Zeit weit von den Uebrigen und hielt mit ihm eine vertrauliche Unterredung. Drauf kehrte er aufgeräumt wieder zurück. Der Entschluß zum Angriff des Feindes war gefaßt und nach allen Seiten hin flogen die Adjutanten, um den Anführern die Befehle des Königs zu überbringen. Der Kampf begann noch an demselben Tage.

Das preußische Heer war in zwei Haufen getheilt.

Den einen führte der König selbst, das Kommando des andern war Ziethen anvertraut, der den verschanzten Feind umgehen und ihm in den Rücken fallen sollte. Die aus 10 Bataillonen Grenadieren bestehende Abtheilung des Königs befand sich in einem Walde in Schlachtordnung aufgestellt. Als er mit der Avantgarde gegen die Daun'sche Verschanzung vorrückte, wurde sie von den mörderischen Geschossen der 200 Kanonen begrüßt, welche in dem feindlichen Lager aufgepflanzt waren, und so entsetzlich zugerichtet, daß, ehe sie die Schanzen erreichten, keiner von ihnen mehr kampffähig war. Dabei verursachte das Geschütz ein so furchtbares Krachen, daß Viele auf der Stelle taub wurden. Trotz des furchtbaren Schauspiels behielt der König seine ruhige Fassung, kehrte sich zu einem seiner Generale und sagte: „Welch entsetzliches Kanoniren; hat Er dergleichen je gehört?" Die Wirkung der Geschütze war fürchterlich. In wenigen Minuten lagen die braven Grenadiere fast alle todt niedergeschmettert. Sie wurden durch neue Regimenter ersetzt, die Kavallerie wurde zum Einbrechen kommandirt, aber vergebens, es war den feuersprühenden Schlünden nicht beizukommen. Der König selbst befand sich fortwährend der größten Gefahr ausgesetzt. Dicht neben ihm wühlten Kugeln in der Erde, so daß sein

Pferd in beständiger Bewegung blieb. Dennoch wußte er seine Kaltblütigkeit zu bewahren. Vom ersten Treffen ritt er zum zweiten und kam zu einem Dragoner-Regiment. „Nun, Kinder, wie geht's?“ rief er. Einige antworteten: „Hundsföttisch, Ihre Majestät! Wir halten hier still, müssen uns todtschießen lassen und können uns nicht wehren.“ — „Wartet nur noch ein wenig,“ rief der König diesen Leuten zu, „sie werden bald ausgetobt haben, dann wollen wir anfangen.“ Indem er dies sagte, kam eine Kanonenkugel dicht neben ihm vorbei, so daß sein Pferd auf die Seite sprengte, schlug durch die Trommel eines Dragonertambours und machte, daß dieses Menschen Pferd scheu ward und mit ihm davonging. Der König belachte diesen Vorfall und rief dem Tambour noch zu: „Sag' den Oesterreichern, sie sollten bald abmarschiren, sonst nähme ich ihnen die Kanonen weg.“ Es wurde ein neuer Angriff kommandirt, der von den Oesterreichern mit demselben Ungestüm erwidert wurde. Da bemerkte der König, daß auf dem rechten Flügel zwischen den Garde-du-Corps und den Gensd'armes eine große Lücke war, und jagte im dichtesten Kugelregen dahin, dies abzuändern. Als Alles wieder in Ordnung gebracht war, blieb er noch einige Minuten halten und beobachtete durch sein Fernglas eine

feindliche Batterie, die den Garde-du-Corps großen Schaden that. Ein Unteroffizier vom vierten Zuge sagte zu einem Garde-du-Corps, der neben ihm hielt: „Hier muß man sich recht hundsföttisch todtschießen lassen, weil man nicht attakiren kann; gebe Er mir eine Prise de Contenance.“ Der Garde-du-Corps nahm seine Dose aus der Säbeltasche, und indem er den Deckel öffnete, schlug ihm eine Kanonenkugel den Kopf auseinander. Da kehrte sich der Unteroffizier ganz kaltblütig zu seinem zweiten Nebenmann und sagte: „Nun so gebe Er mir eine Prise, jene hat der Teufel geholt!“ Als der Lieutenant v. Byern, der den Zug führte und später General eines Küraßier-Regiments wurde, mit dem Mann über den Vorfall sprechen wollte, traf eine Kanonenkugel sein Pferd. Der König hatte Alles sehr genau beobachtet, ritt zu dem Lieutenant v. Byern, machte ihm ein sehr gnädiges Kompliment und sagte dann dem Unteroffizier: „Er hat das erforderliche kalte Soldatenblut, ich werde mich Seiner erinnern.“ Es war wohl Niemand glücklicher als dieser Unteroffizier, weil ihn der König einer Anrede gewürdigt und ihm Hoffnung auf ein günstiges Avancement gemacht hatte.

Die Garde-du-Corps hatten in dieser Schlacht besonders viel zu leiden, weil sie der erwähnten feindlichen

Batterie sehr stark ausgesetzt waren, so daß jeder Schuß einige von ihnen niederstreckte. Der König bedauerte diesen Flügel recht herzlich, konnte aber vor der Hand dem Schaden nicht abhelfen. Er kam dahin gesprengt, ritt vor die Fronte und sagte im Tone der tiefsten Theilnahme: „Kinder, habt nur noch ein paar Minuten Geduld, es wird sich bald ändern." In demselben Augenblick kam eine Kugel dicht vor dem König vorbei und nahm dem Flügelmanne des vierten Zuges der zweiten Eskadron den Kopf weg, so daß der Hut in die Höhe flog. Der Nebenmann desselben rief dem König zu: „Ihre Majestät, haben Sie doch die Gnade für uns und reiten Sie in Sicherheit; es ist besser, daß Sie leben bleiben als wir." Der König sah diesen Mann sehr freundlich an und sagte: „Mein lieber Sohn, für Deinen redlichen Sinn und guten Willen danke ich, ich werde Dich nicht vergessen." Kaum war der König weggeritten, so traf auch diesen Redlichen eine Kugel, daß er gleich auf der Stelle blieb.

Preußischerseits wurde der Angriff forçirt, aber die muthigste Tapferkeit der preußischen Regimenter vermochte gegen den gut verschanzten Feind Nichts auszurichten. Schon dunkelte es und noch standen die Oesterreicher unbeweglich in ihrer Stellung. Das Feuer von beiden

Seiten dauerte noch immer mit Heftigkeit fort und streckte reihenweise die Kämpfenden nieder. Der König selbst blieb nicht unverletzt. Ein Schuß betäubte ihn und er sank, ohne ein Wort zu sagen, um. Sogleich eilten zwei seiner gegenwärtigen Flügeladjutanten herbei, ihn aufzurichten und die Schußwunde zu untersuchen. Die dicke Pelzbekleidung des Königs hatte ihn vor Gefahr geschützt; denn als man die Kleider schnell aufriß, überzeugte man sich sogleich, daß die Kugel zwar durch alle Kleidungsstücke hindurch gegangen, aber nicht bis in den Körper gedrungen war. In diesem Augenblick kam der König wieder zu sich und sagte ganz gleichgültig: „Es hat nichts zu bedeuten!" Indeß hatte ihm aber doch die Kugel die Haut auf der Brust hart geritzt. Mit Hereinbrechen der Nacht stieg auch die Verwirrung im Heere. Der König war wegen des Ausgangs der Schlacht nicht wenig besorgt; schon hielt er sie für verloren und im Lager der Oesterreicher jubelte man über den erfochtenen Sieg. Doch geschah Beides zu früh, denn schon im nächsten Augenblicke war es anders.

Ziethen hatte, um den Befehl des Königs auszuführen, mit fast unbesiegbaren Hindernissen zu kämpfen gehabt, ehe er auf den Punkt gelangen konnte, der ihm bezeichnet worden war. Erst gegen Abend gelang es

ihm nach übermenschlichen Anstrengungen, mit seiner Heeresabtheilung die Siptitzer Höhen zu erreichen, wobei seine Soldaten mit den Händen ihre Kanonen auf die vom Feinde besetzten Hügel gezogen und aufgepflanzt hatten. Unter Trommelschlag und Kanonendonner ging es zum Angriff gegen den Feind, und gleich im ersten Anlauf eroberte er eine Batterie. Dieser Einbruch verursachte Schrecken und Verwirrung unter den Oesterreichern; Feldmarschall Daun bot Alles auf, die Preußen aus den Verschanzungen wieder hinaus zu jagen, aber es war vergebliche Mühe. Ziethen, der wohl wußte, was auf dem Spiele stand, drang unaufhaltsam vorwärts; seinem ungestümen Angriffe vermochten die Oesterreicher nicht zu widerstehen; sie wichen, und das Unglück wollte, daß ihr General Daun schwer verwundet ward und vom Kampfplatz getragen werden mußte. Dieser Unfall vermehrte den Schrecken; Ziethen ließ den Feind nicht zur Besinnung kommen, er schlug mit seinen Leuten hageldicht drauf los und — der Sieg war gewonnen.

Von dem glücklichen Vordringen Ziethen's und seinen entscheidenden Folgen war dem Könige Nichts bekannt, weil die inzwischen hereingebrochene Dunkelheit ihm nicht gestattete, das Schlachtfeld zu übersehen. In dem Wahne, daß die Schlacht verloren oder der Sieg doch min-

bestens zweifelhaft sei, verließ er den Kampfplatz und ritt nach dem nahen Dorfe Elsnitz, wo er, da alle Räume mit Verwundeten angefüllt waren, in die Kirche ging. Es war eine sehr kalte Nacht. Während daher draußen die erschöpften und vor Frost zitternden Krieger an den lodernden Wachtfeuern Ruhe und Stärkung suchten, saß der König auf den untersten Stufen vor dem Altare der Kirche zu Elsnitz und schrieb bei dem Scheine einer düstern Lampe Befehle zum Angriffe auf den folgenden Tag. Er wollte den Kampf um jeden Preis zur Entscheidung bringen. Kaum tagte es, so bestieg er sein Pferd und sprengte zum Dorfe hinaus. Noch war er nicht weit gelangt, da sah er einen Trupp Reiter auf sich zu kommen. Es war der tapfere Ziethen. Im Tone eines rapportirenden Offiziers sagte er zum Könige: „Der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück." Von diesen kurzen Worten wurde der König tief ergriffen. Er sprang mit jugendlicher Raschheit vom Pferde, welchem Beispiele auch Ziethen folgte, und schloß den treuen General in seine Arme. Ziethen weinte wie ein Kind. Hierauf sprengten Beide in verschiedenen Richtungen nach dem Lagerplatze zurück, um den Truppen das freudige Ereigniß zu verkünden und ihnen für die bewiesene Tapferkeit zu danken.

Der König kam längs der Front der Armee vom linken Flügel gegen den rechten hinaufgeritten und näherte sich dem Regiment Garde, dessen Mannschaft um die Wachtfeuer sich gelagert hatte. Der König stieg vom Pferde und stellte sich — von seinen braven Offizieren und Grenadieren umgeben — ebenfalls an's Feuer, um den Anbruch des Tages zu erwarten und die Oesterreicher noch einmal anzugreifen, wenn sie sich nicht zurückgezogen hätten. Der König sprach viel mit den Burschen und lobte sie wegen ihres vorzüglich tapfern Verhaltens während der Schlacht. Die Grenadiere, welche die Leutseligkeit und Herablassung des Königs kannten, drängten sich immer näher und näher an seine Person. Einer von ihnen, mit dem der König öfters sprach und dem er noch öfters Geld geschenkt hatte, war so dreist, den König zu fragen: „Wo er denn während der Bataille gewesen wäre. Sonst wären sie gewohnt, ihn an ihrer Spitze zu sehen und von ihm selbst ins größte Feuer geführt zu werden. Diesmal hätten sie ihn mit keinem Auge gesehen, und es wäre doch nicht gut, daß er sie verließe." Der König erwiderte hierauf dem Grenadier im Tone des gütigsten Wohlwollens, daß er sich während der Schlacht größtentheils auf dem linken Flügel der Armee befunden

und deswegen bei seinem Regimente nicht habe sein können. Unterdeß hatte sich der König den blauen Ueberrock aufgeknöpft, weil die Hitze des Wachtfeuers ihm beschwerlich ward. Da bemerkten die Grenadiere, daß beim Aufknöpfen eine Kugel aus den Kleidern des Königs fiel und daß er längs der Brust einen Streifschuß bekommen hatte, indem die von der Kugel gemachte Oeffnung noch am Oberrocke und in der Uniform zu sehen war. Jubelnd vor Bewunderung riefen sie nun aus: „Du bist doch noch der alte Fritz! Du theilst jede Gefahr mit uns! Für Dich sterben wir gern! Es lebe der König, dreimal Hoch!“ In allen Gruppen herrschte Enthusiasmus für den König, während dieser die Reihen auf- und abging, diesem und jenem alten Graubart die Hand drückte und an Alle freundliche Worte richtete. Bei dieser Gelegenheit dampften die alten Grenadiere aus kurzen Stummeln dem Könige den elendesten Tabak unter die Nase. Ein Offizier, dem die starke Abneigung des Königs gegen Tabaksrauch bekannt war, rief ihnen zu: „So geht doch etwas zurück, Seine Majestät kann ja den Tabaksdampf nicht leiden!“ — „Nein, bleibt nur stehen, Kinder!“ erwiderte mit einem gnädigen Lächeln der König, „ich rieche das gern.“ So gefällig bewies sich der König gegen seine Krieger, denn es ist

allgemein bekannt, wie sehr ihm der Tabaksdampf in seinem ganzen Leben zuwider war. Dafür wurde ihm aber auch die größte Liebe und Hingebung zu Theil.

Der Verlust von Menschenleben in der Schlacht bei Torgau war von beiden Seiten übermäßig groß. Die Oesterreicher hatten, außer 55 Kanonen und 27 Fahnen, 20,000 Mann verloren, und nicht viel geringer mag die Zahl der gebliebenen Preußen gewesen sein. Der König schrieb unmittelbar darauf an einen Freund: „Wir haben soeben die Oesterreicher geschlagen; sie haben eine außerordentliche Menge Leute verloren, sowie auch wir. Dieser Sieg wird uns vielleicht den Winter über einige Ruhe verschaffen, und das ist auch Alles. Im künftigen Jahre geht es dann von Neuem los. Ich habe einen Schuß bekommen, der mich oben an der Brust gestreift hat, es ist aber nur eine Quetschung, ein wenig Schmerz, aber ohne Gefahr. Ich werde deshalb so thätig wie immer sein."

Wie groß auch die Zahl der Gebliebenen in diesem Kampfe war, ihr Verlust wog die Bedeutsamkeit des Platzes bei weitem nicht auf; denn dadurch ward Preußen gerettet und Sachsen von den Oesterreichern wieder frei. Selbst die Russen zogen sich wieder nach Polen zurück und die Schweden suchten Zuflucht in dem äußersten

Winkel in Pommern. Der König beschloß, sein Winterquartier in Leipzig zu nehmen. Auf dem Marsche dahin gelangte er bei Wittenberg in ein sächsisches Dorf und quartierte sich dort bei dessen Prediger ein. Dieser, entzückt von der Ehre, die ihm widerfahren sollte, kam ihm mit den Worten entgegen: „Komm herein, Du Gesegneter des Herrn! Warum willst Du draußen stehen?" Der König sah den Geistlichen, einen alten, ehrwürdigen Mann, mit einem sanften Lächeln an und sagte zu ihm: „Wie viel Hufen gehören zum Dorfe?" — Der Prediger konnte vor Bestürzung diese Frage kaum beantworten, ob er gleich die Zahl der Dorfhufen sehr genau wußte. Endlich erholte er sich und sagte: „Zweiundzwanzig." — „Und wie viel tragen die?" — Der Prediger gab die Anzahl der Wispel und Scheffel Getreide, so gut er konnte, an. — „Hat das Dorf im Kriege Schaden gelitten?" — „In acht Wochen, Ew. Majestät, haben Ihre Truppen und die Oesterreicher beständig abgewechselt und uns ganz ausfouragirt. Wir sind leider bis ans Ende gekommen; unser Leben und unsre Hütten sind das Einzige, was wir noch haben." — „Wer hat hier von den Oesterreichern gestanden?" — „Der General Luzinsky." — „Wo hat der gewohnt?" — „Ich habe die Ehre gehabt, den General in meiner Wohnung

zu bewirthen, so gut ich konnte.“ — „So? hat Er den auch einen Gesegneten des Herrn geheißen, als er kam?“ — „Das eben nicht; allein konnte ich ihm denn fluchen?“ — „Ja so, Er ist ein Sachse. Nun, ich werde sehen, ob ich Seinem Dorfe mehr Segen bringen werde oder Luzinsky.“ — Der König ließ sich hierauf in sein Zimmer führen und sprach viel mit dem Geistlichen, der ihn sehr gut unterhielt. Als er Abschied von ihm nahm, ließ er ihm 100 Stück Friedrichsd'or auszahlen und stellte eine Ordre aus, daß, wenn preußische Truppen nach dem Dorfe kämen, sie nichts anrühren und Alles, was sie außer dem Quartier erhielten, baar bezahlen sollten.

Der König liebte es, sich mit frommen Landgeistlichen zu unterhalten. Befriedigt setzte er seinen Marsch nach Leipzig fort, ging aber nicht sogleich in die Stadt hinein, sondern nahm sein Nachtlager in der Pfarrwohnung eines in der Nähe von Leipzig gelegenen Dorfes. Er konnte aber die ganze Nacht hindurch nicht schlafen, weil eine Menge von Mäusen im Hause waren und auch sogar im Zimmer des Königs lärmten. Kaum war der Tag angebrochen, so stand der König auf, ließ den Pfarrer zu sich rufen und sagte: „Höre Er einmal, versteht Er sich auf Traumauslegen?“ — „Nicht

sonderlich, Ew. Majestät, weil ich nicht viel davon halte." — „Das glaube Er nicht, mancher Traum hat seine wirkliche Bedeutung. Ich will Ihm den meinigen erzählen. Mir träumte, Seine ganze Stube wäre voll Mäuse. Was bedeutet das?" — „Ich weiß es nicht." — „Ich denke, der Himmel giebt mir dadurch zu verstehen, daß mich meine Proviantbedienten tüchtig bestehlen." — „Ach nein, Ew. Majestät, ich fürchte, daß der Traum aus natürlichen Ursachen herrührt; denn leider bin ich in meinem Hause von diesem Ungeziefer sehr geplagt und weiß mich davor fast nicht zu retten." — „So? — dann muß ich mich irren. Nun nehme Er hier diese Friedrichsd'or und kaufe Er dafür Mausefallen, damit ich künftig besser schlafen kann, wenn ich Ihn einmal wieder besuchen sollte."

Noch immer hofften die Gegner Friedrichs, den Zeitpunkt zu erleben, wo sie ihren Plan erreichen würden, den Helden durch Erschöpfung seiner eigenen Kraft zusammensinken zu sehen, und die Aussichten schienen ganz danach angethan. Durch den Sieg bei Torgau hatte Friedrich zwar viel gewonnen, aber seine Lage war immer noch peinlich genug. Am schmerzlichsten für ihn war der starke Verlust seiner Armee, indem er keine Möglichkeit vor sich sah, dieselbe wieder zu rekrutiren;

ja, es zeigten sich sogar Spuren von Unzufriedenheit unter den Mannschaften, weil die Löhnung schon einige Male nicht hatte ausgezahlt werden können. Dieser Umstand war es auch, welcher den König abhielt, nach der Schlacht von Torgau seinen ursprünglich gefaßten Plan, Dresden wieder zu erobern, aufzugeben. Wie ernstlich er diese Absicht gehegt hatte, ist aus folgendem Wortwechsel zu entnehmen. Unmittelbar nach dem Siege fragte nämlich ein Grenadier: „Majestät, nun werden Sie uns doch auch gute Winterquartiere geben?“ — „Den Teufel auch! erst müssen wir Dresden wegnehmen; alsdann aber will ich für Euch sorgen und Ihr sollt gewiß zufrieden sein.“ Bei der zweifelhaften Stimmung der Truppen und dem Eintritt einer kalten, regnerischen Witterung ließ jedoch der König diesen Gedanken fahren und bestimmte zu Ende des Jahres 1760, daß dieselben in die Winterquartiere einrücken sollten.

Weniger glücklich, als das Jahr 1760 geschlossen hatte, begann das nächste. Man hatte es durchaus darauf abgesehen, ihn durch die Uebermacht der feindlichen Truppen zu erdrücken. Es dauerte lange, ehe es in diesem Jahre zu einer bedeutenden kriegerischen Handlung kam. Die Truppenmacht des Königs war so geschwächt, daß er sich von Angriffen, denen er keinen

Nachhalt gewähren konnte, fern halten mußte. Aber auch die Gegner wagten nicht, ihn vereinzelt anzugreifen. Wohl aber waren sie bemüht, ihm mit vereinigter Kraft auf den Leib zu rücken. Zu diesem Zwecke vereinigten sich im August 72,000 Oesterreicher unter dem General Laudon mit dem russischen Heere, so daß die Verbündeten über eine Gesammtmacht von 130,000 Mann verfügen konnten, während das Heer Friedrichs kaum 50,000 Mann stark war. Eine so große Feindesmasse war noch nie vereinigt gegen den König aufgetreten. Der König hatte zu Anfang des Frühjahrs mit seinen Truppen Sachsen verlassen, um in Schlesien Stellung zu nehmen, das größtentheils wieder in österreichische Hände gefallen war. Der Marsch dahin mußte zum Theil forçirt werden, weil die Oesterreicher sich da und dort festgesetzt hatten. So rückte der König eines Tages zu Mittag in ein sächsisches Dorf, hart an der böhmischen Grenze, in dessen Nachbarschaft eine Schanze aufgeworfen war, die ein österreichischer Hauptmann kommandirte. Sobald er bemerkte, daß der König im Dorfe angekommen sei, beschoß er es heftig. Friedrich stand gedankenvoll, mit dem Arm an eine Scheune gelehnt, schien den Kugelregen erst gar nicht zu bemerken, sah ihm aber dann mit seiner gewöhnlichen Kaltblütig-

keit in Gefahren zu. Seine Adjutanten baten ihn, sich weg zu begeben, weil der Ort gar zu gefährlich sei. „Die Kugel," sagte der König, „die mich treffen soll, kommt von oben." Wenige Minuten nachher schlug eine Kugel, drei Schritte von ihm, in einen Pfosten der Scheune, und gleich darauf noch eine. „Das ist zu grob," bemerkte er hierauf, und kommandirte einen Offizier mit Freiwilligen, das Nest aufzuheben. Die Schanze ward erstürmt und der feindliche Hauptmann mit seiner Mannschaft zu Gefangenen gemacht. Die Soldaten des preußischen Kommando's nahmen ihm Uhr, Börse und was er sonst noch von Werth bei sich trug, ab und schnitten ihm gar noch zuletzt die goldene Tresse vom Hut. Dies dünkte ihm eine Beleidigung und er verlangte zum König geführt zu werden. Von dem Gefangenen ehrfurchtsvoll begrüßt, erwiderte der König: „Sein Diener, mein lieber Hauptmann, wie geht es?" — Der Hauptmann klagte über die vermeinte Mißhandlung. „Weiß Er denn nicht den Kriegsgebrauch?" sagte der König. „Hier geht es nicht wie bei einer Prozession zu. Dank Er Gott, daß Er mit dem Leben davon gekommen ist; denn meine Leute waren Freiwillige — und Leben ist doch besser als eine Tresse." Der Hauptmann wunderte sich über den frohlaunigen Ton, in dem der

König sprach; denn er hatte sich, wie er nachher sagte, den Eroberer von Schlesien als einen strengen gebieterischen Mann gedacht.

Der Marsch ward fortgesetzt, und wo Oesterreicher sich zeigten, wurden sie vertrieben. Zu schwach an Kräften, um die Oesterreicher sogleich in Schweidnitz anzugreifen, bezog der König bei Bunzelwitz, unweit jener Festung, eine günstig gelegene Stätte, die auf seine Anordnung von seinen Kriegern so vortrefflich verschanzt wurde, daß das Lager einer Festung glich. Die Schanzarbeiten wurden auf allen Punkten eifrig betrieben, und selbst die Offiziere mußten mit Hand an's Werk legen. Auch in dem Dorfe Jauernik sollte auf dem Kirchhofe eine Schanze aufgeworfen werden, und es wurden zu diesem Zweck viele Soldaten von verschiedenen Regimentern dahin geschickt, welche unter Aufsicht eines Offiziers daselbst arbeiten mußten. Bei dem Auswerfen der Erde trafen die Arbeiter auf einen alten Topf. Da sie diesen nicht mit gehöriger Vorsicht herauszogen, so zerbrach er oben etwas und sie wurden gewahr, daß Geld darin war. Sie wollten schon darüber herfallen; allein der Offizier trieb sie davon und nahm den Topf zu sich, mit dem Bedeuten, er wolle das Geld, das darin wäre, richtig unter sie vertheilen, wenn

sie abgelöset würden. Damit waren die Arbeiter zufrieden. Der Topf ward in die Kirchthür gestellt, der Offizier aber entfernte sich, zog die Strümpfe aus und trat mit bloßen Füßen in die Stiefeln, schüttelte heimlich das Geld aus dem Topfe heraus, legte die Strümpfe unten in denselben und warf dann das übrige Geld wieder hinein. Da die Arbeiter nun abgelöst wurden, forderten sie den Topf von dem Offizier, der ihn auch gleich hergab, das Geld ausschüttete und ihnen zeigte, es sei nicht lauter Geld im Topf, sondern unten wären alte Lumpen. Aber ein lautes Mißvergnügen zeigte sich nun unter den Arbeitern, als ginge es nicht richtig zu, so daß sich der Offizier gezwungen sah, mit dem Stock zu drohen, als eben der König ankam, um die Schanze in Augenschein zu nehmen. Er fragte, was vorgefallen sei? Die Soldaten erzählten ihm die ganze Begebenheit und der König ließ sich den Topf, das Geld und die angeblichen Lumpen vorzeigen. Ein alter Grenadier hatte die letztern in der Hand und sagte: „Ihre Majestät, es sind keine alten Lumpen, sondern ein Paar zwirnene Strümpfe, in die ein Name gezeichnet ist.“ Damit zeigte er sie dem Könige, so daß er deutlich oben am Strumpfe v. . . . . gewahr ward. Der König ließ den Offizier herbeirufen und fragte ihn, wie er heiße? Der Offizier

sagte: „v. . . . .“ — „Nun,“ war des Königs Antwort, „weiß Er nicht, daß das Geld Ihm gehört? Seine Vorfahren haben es hierher vergraben. Da steht ja der Name im Strumpf, der noch so gut ist, als wäre er jetzt erst hineingezeichnet! — Bursche! wißt Ihr was?“ — wandte er sich an die umstehenden Arbeiter — „laßt dem Offizier sein Geld, ich lasse den Topf mit lauter Zweigroschenstücken anfüllen, und dann soll es in so viele Theile, als Ihr hier seid, vertheilt werden. Seid Ihr damit zufrieden?“ — „O ja, Ihre Majestät,“ war die Antwort Aller. Sie konnten dies um so lieber thun, weil im Topf kleine alte Münze und zum Theil auch Kupfergeld gewesen war. Hierdurch riß der König den Offizier mit dem größten Bedacht aus der Verlegenheit über ein begangenes Laster und ließ ihn stumm und beschämt stehen.

Die Befestigungsarbeiten wurden zu Ende geführt und in dieser wohlverschanzten Stellung wartete der König die Dinge, die da kommen sollten, ruhig ab, denn unter den damaligen Verhältnissen konnte er keinen Angriff unternehmen, sondern mußte nur auf Abwehrung bedacht sein. In diesem Lager herrschte die größte Vorsicht und Wachsamkeit. Während am Tage die Truppen wechselsweise schliefen, waren jede Nacht alle

Offiziere und Soldaten munter und standen zum Kampfe bereit.

In der Regel ließ der König jede Nacht die Zelte abbrechen, begab sich selbst auf eine Batterie und erwartete unter freiem Himmel den Morgen. Einst saß er, in seinen Mantel eingehüllt, beim Feuer auf der Erde, und man sah ganz deutlich, daß er sehr müde sei und etwas schlafen wolle. Ein Soldat vom Wolfersdorfischen Regiment, der dies bemerkte, sagte zum Könige: „Ich will Ew. Majestät ein Kopfkissen machen.“ — „Wie willst Du das anfangen?“ fragte der König. — Der Soldat nahm hierauf seinen Tornister ab und legte ihn so, daß der König den Kopf darauf legen konnte. Der König aber konnte nicht schlafen, schlug die Augen wieder auf und sprach mit dem Soldaten über Verschiedenes, über sein Vaterland, seine Dienste u. s. w. Dieser ward dadurch beherzter und legte dem Könige verschiedene dreiste Fragen vor, die auch mit der größten Herablassung beantwortet wurden. Dadurch entstand zwischen ihnen folgendes Gespräch:

Soldat. „Wenn Ew. Majestät nun einmal gefangen genommen würden, wie müßten Sie sich wohl auslösen, da Sie König sind?“

König. „Als General, nicht anders.“

Soldat. „Hm! das glaube ich nicht; Sie sind doch mehr als General."

König. „Nein, nicht mehr. Bei der Armee bin ich nur General."

Soldat, der den Kopf schüttelt. „Man würde doch bei Ihnen schöne Beute finden!"

König. „Wahrhaftig nicht, ich habe keinen Groschen bei mir."

Soldat. „Das machen Ew. Majestät einem Andern weiß — Sie sollten kein Geld bei sich haben!"

König. „Nein, sag' ich Dir, nicht einen Kreuzer," und zum Beweise kehrte der König die Taschen um. „Da, siehst Du nun, daß ich recht habe?"

Soldat. „Das ist sonderbar, aber — da haben Sie einen schönen Ring, der wird doch gewiß etwas werth sein?"

König. „Nun — und was meinst Du denn, daß er werth sei? Rathe einmal!" — Bei diesen Worten hielt der König ihm den Ring zum Besehen hin.

Soldat. „Der Ring mag wohl seine 10,000 Thlr. kosten!"

König. „Narr! Ich will ihn Dir für 500 Thlr. lassen und ich habe doch noch Profit."

Soldat. „Das werde ich in alle Ewigkeit nicht glauben. Das ist nicht wahr."

König. „Gewiß — siehst Du, ich will es Dir berechnen. Diese kleinen Steine hier werden ungefähr 300 und einige Thaler werth sein. Der mittelste große ist ein Tafelstein, der höchstens 30 Thaler kostet, und weiter ist, außer der geringen Fassung, Nichts an dem ganzen Ringe."

Soldat. „Das hätte ich wahrhaftig nicht geglaubt."

Indeß war der Morgen angebrochen. Der König stand auf und befahl einem Adjutanten, der eben mit dem Rapport gekommen war, dem Soldaten einen Friedrichsd'or zu geben. Zugleich sagte er zu diesem: „Siehst Du nun, daß ich kein Geld habe?"

Auch benutzte der König nicht selten das Dunkel der Nacht, um auf Spähungen auszureiten. In einer solchen Absicht waren einst der König und Ziethen ebenfalls früh ausgeritten. Sie kamen hinter einem Wäldchen her, vermutheten von der andern Seite gar keinen Feind, und der König pflegte, wenn er nicht redete, leise und gedankenvoll sich etwas zu pfeifen. Auf einmal erblickte Ziethen, als sie auf eine Anhöhe kamen, in der Entfernung einige feindliche Reiterposten in weißen Mänteln. „Still, Ihre Majestät, da sind Feinde. Hier hurtig,

da nehmen Sie meine weiße Unterdecke um die Schultern und reiten Sie langsam, dann wird der Trupp glauben, wir wären Freunde und kämen zu ihnen. In dieser Meinung bestärkten sie die Oesterreicher, denn der Marsch schien gerade zu ihnen hin gerichtet zu sein. Auf einmal aber spornten Jene ihre Pferde, machten eine plötzliche Wendung und entkamen glücklich. Der König lächelte und sagte: „Lieber Ziethen, der Streich war gut. Nun kann ich doch wieder pfeifen? — Wie gewöhnlich, so theilte der König auch diesmal alle Gefahren und Mühen mit seinen braven Truppen. Er aß wie sie aus blechernen Näpfen und zum Nachtlager diente ihm der harte Boden, mochte das Wetter sein, wie es wollte. „Nehmt ein Bund Stroh mit," sagte er einstmals, da er, wie gewöhnlich, in die Schanzen ritt, damit ich nicht, wie die vorigen Nächte, auf der Erde liege."

Drei Wochen mußte er in dieser schrecklichen Lage ausharren, denn um sein Lager hatte sich die vereinigte Truppenmacht der Russen und Oesterreicher ausgebreitet und ihn auf allen Seiten eng eingeschlossen. Seine Lage war gräßlich; es begannen die Lebensmittel zu mangeln, und selbst die Truppen fingen an unruhig zu werden. Es mußte daher ein entscheidender Schlag ge-

wagt werden. Ein Glück war es für ihn, daß nicht Laudon allein den Oberbefehl führte, sonst hätte Friedrich hier erliegen müssen; vielmehr befehligte die größere Masse der russische Feldmarschall Butterlin, welcher mit Laudon nicht gut stand und ihm immer entgegenstrebte. Daher kam es, daß diese beiden Feldherren zu keinem gemeinsamen Plane gelangten. Wollte Dieser stürmen, so weigerte sich Jener; wollte Dieser den einen oder den andern Punkt angreifen, so befahl Jener das Gegentheil. In diesem Zwiespalt der Feldherren lag die Rettung des Königs, ohne daß er davon wußte, denn von dem feindseligen Verhältniß der Generale hatte er keine Ahnung. Sein Zustand war zum Verzweifeln; wo er hinblicken mochte, sah er seinen Untergang. Ihn beunruhigte dieser Zustand außerordentlich, und mit schwerem Kummer im Herzen eilte er oft zu der kleinen Hütte des alten Ziethen, um bei ihm Trost zu suchen. Dieser tapfere General hoffte nämlich mit umwandelbarer Zuversicht auf eine bessere Zukunft, und sein frommer, glaubensstarker Sinn ließ ihn niemals an dem Gelingen der Unternehmungen des Königs zweifeln. In schwierigen Lagen hatte der König die Gewohnheit, auszurufen: „Es kann nicht gehen, es wird nicht gehen!“ worauf ihm Ziethen jederzeit erwiderte: „Nur Muth,

Majestät, Alles wird noch ein gutes Ende nehmen." Einst sprach Ziethen diese Worte mit so großer Zuversicht, daß der König rasch die Frage aufwarf: „Hat Er sich denn etwa einen neuen Verbündeten angeschafft?" — „Nein," versetzte der General, „aber der Himmel da oben, der verläßt uns nicht." — „Ach," seufzte der König, „der thut keine Wunder mehr." — „Deren braucht es auch nicht," erwiderte der fromme Held; „er streitet dennoch für uns und läßt uns nicht sinken." Der brave Ziethen hatte damit ein prophetisches, aber auch ein wahres Wort gesprochen; denn nachdem die Belagerung drei Wochen gedauert hatte, räumte das russische Heer plötzlich das Lager und zog ab. Die Ursachen waren theils ausgebrochene Mißhelligkeiten zwischen den beiden Heerführern Laudon und Butterlin, theils und hauptsächlich wurde der rasche Abzug bewerkstelligt, weil in der ganzen weiten Umgegend weder Fourage noch Lebensmittel mehr aufgetrieben werden konnten. Schlesien war in der langen Zeit des Krieges so sehr ausgesogen und ausgeplündert, daß die Einwohner aus Mangel an Nahrungsmitteln den größten Theil ihres Viehes hatten todtstechen müssen und sie selber nur kümmerlich ihr Leben hinzubringen vermochten. Für eine so starke Armee noch etwas herbeizuschaffen, war daher

eine reine Unmöglichkeit. Wollte demnach der russische Feldherr sein Heer nicht zu Grunde gehen lassen, so blieb ihm kein anderes Mittel, als der Aufbruch, um nach Polen zu eilen. Wie überrascht war aber der König, als er sich mit einem Male von der feindlichen Umschließung befreit sah! Mit den eigenthümlichsten Gefühlen ging er aus seinem Gefängnisse, aus welchem lebendig zu entkommen er stets gezweifelt hatte. Der Schluß des Jahres sollte jedoch nicht herbeikommen, ohne ihm neuen Kummer zu bereiten. In Schlesien fiel die Festung Schweidnitz in die Hände der Oesterreicher, die sie bisher vergebens belagert hatten, und im Osten bemächtigten sich die Russen Kolberg's, so daß seine augenblickliche Lage eine keineswegs beneidenswerthe war. Denn auch bei seinen Truppen war schon seit längerer Zeit Mangel an Lebensmitteln vorherrschend und erzeugte Unzufriedenheit und Ungehorsam; ebenso nahm der Geldmangel überhand, indem die Quellen fast gänzlich erschöpft waren. Was des Königs Muthlosigkeit noch vermehrte, war besonders das stark zusammengeschrumpfte Heer, und die Unmöglichkeit, es durch angeworbene Krieger ergänzen zu können. Unter den Truppen war die Mannszucht nicht mehr aufrecht zu erhalten, seitdem es an dem Nöthigsten fehlte; sogar die

Garde=du=Corps und Gensd'armes, welche stets mit großer Treue an dem König hingen, sprachen laut davon, daß, wenn sie angegriffen würden, sie sich sogleich ergeben wollten. So allgemein muthlos waren die Truppen! Braucht es da zu verwundern, wenn der König selbst, indem er seine Lage überblickte, nicht von chimärischen Hoffnungen beseelt war? Nur seine Pflicht und seine Liebe zum Vaterlande hielten ihn noch aufrecht, denn Kümmernisse und Sorgen hatten ihn tief gebeugt. So schrieb er unmittelbar nach der Einnahme von Schweidnitz: „Ein hartes Joch bindet mich ängstlichen Sklaven meiner Pflicht an mein Vaterland: seufzend sehe ich seine Ehre vernichtet, so viel Staaten von gierigen Feinden überschwemmt, die aus der Gefahr entspringende unversiegende Quelle, der Feind triumphirend, das Volk ohne Rettung, und überall Verwüstung und Verheerung. Vaterland! geliebter Name! bei Deinem Kummer weiht und opfert Dir mein trauerndes Herz den matten Lebensstrahl eines unglücklichen Lebens. Fern von unnützen Sorgen stürze ich mich in Gefahr drohende Gefilde; die Tugend belebt mich, ein neuer Tag leuchtet mir. Rächen will ich den Staat, mindern sein Elend; vergessen will ich meine Sorgen, um nur zu denken an ihn; die Kraft meiner Arme sei ihm eine Stütze. Trotz

seiner Neigung muß man mit den Fluthen schwimmen, sterben für's Vaterland oder seine Erwartung erfüllen."

Nur mit Angst und Schrecken trat der König in das neue Jahr ein; denn darüber gab er sich keiner Täuschung mehr hin, daß, je länger der Krieg dauerte, auch seine Lage eine schlimmere werden mußte. Sein Heer schrumpfte immer mehr zusammen, die alten Kerntruppen, mit denen er zu Anfang des Feldzugs fast Wunder verrichtete, waren nur noch spärlich vertreten, die bisherigen Geldquellen hörten auf zu fließen, Sachsen, das seither durch starke Kontributionen eine bequeme Aushülfe bot, war bis aufs Mark ausgesogen und das preußische Land war in jeder Beziehung so erschöpft, daß es Nichts mehr leisten konnte. Anders war dies bei seinen Feinden; diese traten ihm immer mit neuer Kraft und in größerer Zahl entgegen und am gefährlichsten für ihn war die Vereinigung der russischen und österreichischen Armee, die seinem Häuflein gegenüberstand und durch deren vereinigte Angriffe der Fall von Schweidnitz beschleunigt wurde. Unter solchen Umständen blieb dem König keine Aussicht auf irgend einen Sieg. Doch das Sprichwort: „Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten," bewährte sich auch hier. Am 5. Januar 1762 starb die Kaiserin

Elisabeth von Rußland, eine treue Verbündete der Maria Theresia, denn Beide im Verein von Frankreich hatten dem König von Preußen den Untergang geschworen. Ihr Nachfolger war Peter III., ein dem König sehr befreundeter Fürst, der gleich vom Anfange an tiefen Unmuth darüber empfunden hatte, daß Rußland an dem Kriege gegen Friedrich theilgenommen, den er wegen seines Heldenmuthes grenzenlos verehrte. Das wußte auch der König und er war daher geneigt, den Todesfall der Kaiserin für sich als einen Glücksstern zu betrachten, der ihm Trost und Rettung bringen werde. Er hatte sich darin auch nicht verrechnet; denn kaum hatte Peter den Thron von Rußland bestiegen, so sandte er auch schon Eilboten mit dem Befehl an sein Heer ab, sich aus den Staaten Friedrichs zurückzuziehen, alle bis dahin gemachten Gefangenen ohne Weiteres freizugeben und seine großen in Pommern angelegten Magazine unentgeltlich den dortigen Einwohnern zu überlassen. Aus einem gefürchteten Feinde erwuchs nunmehr für den König in Rußland ein ebenso warmer Freund. Denn schon am 5. Mai schloß Peter mit dem Könige nicht nur Frieden, sondern bald darauf bot der edelmüthige Czar dem bedrängten Friedrich auch seine Hülfe an. In Folge eines Bündnisses ließ der junge Kaiser

seinen General Czernitschef mit 20,000 Mann zur preußischen Armee stoßen.

Als dieser Umstand bekannt wurde, verging auch Schweden, das mehr aus Gefälligkeit gegen Rußland gehandelt hatte, die Lust, länger mit Preußen Krieg zu führen und es säumte nicht, den König mit dem Wunsche, Frieden zu schließen, bekannt zu machen. Dem großen Friedrich war dieser Antrag so überraschend, daß er gegen den Gesandten, der ihm diese Entschließung zu überbringen hatte, scherzend äußerte: „Ich weiß von keinem Kriege mit den Schweden; zwar habe ich wohl von Händeln gehört, die mein General Belling mit diesem Volke gehabt hat, aber ich denke, der soll sich wieder besänftigen lassen.“ — Das Friedensbündniß mit diesem Feinde kam am 22. Mai glücklich zu Stande.

Wie plötzlich hatten sich nunmehr die Verhältnisse Friedrichs anders gestaltet. Mit einem Male war er aller Bedrängnisse enthoben und wieder im Stande, seine eigene Kraft entfalten zu können. Hatte er sich die Zeit daher nur auf seine Vertheidigung beschränken müssen, so konnte er jetzt wieder zum Angriff übergehen und seinen noch übrigen Feinden einen mächtigen Widerstand entgegensetzen. Er säumte auch nicht lange, sondern zog mit seinem durch die Russen verstärkten an-

sehnlichen Heere nach Schlesien, um die Oesterreicher aus ihren Stellungen zu vertreiben und überhaupt das Land von dem Feinde zu säubern. Nicht ohne Bestürzung hatte Daun den Anmarsch des Königs vernommen; er zog sich eilig zurück, nahm auf den Höhen von Burkersdorf seine Stellung ein und verschanzte sich so gut es möglich war. Es war die feste Absicht Friedrichs, den Feind hier anzugreifen, und schon war der Tag bestimmt, an welchem er seine Kraft mit der des Feindes messen wollte, als ein eben so unerwartetes, als unglückliches Ereigniß eintrat, das ganz dazu geeignet war, alle seine Pläne zu vereiteln und wieder neues Elend über ihn und sein Vaterland zu bringen. Nach einer sechsmonatlichen Regierung war nämlich Kaiser Peter von Rußland, durch den Ausbruch einer Verschwörung seines Thrones beraubt, bald darauf gestorben und seine Gemahlin Katharina von der herrschenden Partei zur Regentin ausgerufen worden. Der kluge Friedrich mochte einen solchen Ausgang vorausgesehen haben; denn in allen seinen Briefen an den jungen Kaiser ließ er es an väterlichen Rathschlägen nicht fehlen und hatte ihn besonders um Vorsicht in den Anordnungen und um gute Behandlung der Kaiserin Katharina gebeten. Und es war ein Glück für ihn. Denn als diese Briefschaften zur Kenntniß der

ehrgeizigen Herrscherin gelangten, fühlte sie sich durch eine so edle Gesinnung tief gerührt und säumte auch nicht, jenen mit Preußen abgeschlossenen Frieden vollkommen zu bestätigen, mit der Erklärung jedoch, daß sie Nichts weiter mit dem Kampfe zu thun haben wolle. Zugleich ertheilte sie daher ihren Truppen den Befehl zur schleunigen Rückkehr.

Wie angenehm Friedrich auch von den friedlichen Gesinnungen der Kaiserin berührt wurde, so machte doch die letztere Bestimmung einen um so niederschlagenderen Eindruck auf ihn, als er eben im Begriff stand, mit Hülfe dieser verbündeten Truppen einen Schlag gegen den Feind auszuführen. Doch wußte er sich rasch zu fassen und geeignete Vorkehrungen zu treffen. Die schwache Seite des Generals Czernitschef kennend, daß ein goldner Schlüssel unfehlbar zu seinem Herzen führe, gelang es ihm, denselben dahin zu bereden, daß er den Befehl zum Rückmarsch noch drei Tage geheim hielt und mit seinem Korps während der Schlacht zum Scheine ausrückte und eine drohende Stellung einnahm. Es war dies von Seiten des Generals ein Wagstück, das ihm leicht den Kopf hätte kosten können, doch die Zuneigung zu dem Könige und die Liebe zum Gold hatten alle Bedenklichkeiten zu überwiegen vermocht. Friedrich,

glücklich über die Erfüllung seines Wunsches, griff nun den Feind bei Burkersdorf mit großem Ungestüm an, während die Russen in einiger Entfernung still und unbeweglich Posto gefaßt hatten. Daun, dem die bisherigen Vorgänge nicht bekannt waren, fürchtete Czernitschef mit seinen starken Heerhaufen mehr als den König selbst und schickte daher eine bedeutende Truppenmacht gegen ihn. Das war es nun eben, was der König gewollt hatte. Der Feind, dadurch mehr als um die Hälfte geschwächt, erleichterte ihm damit den Kampf und die Folge war, daß von den Preußen ein vollständiger Sieg errungen wurde. Die Russen hatten sich beim Anmarsch der Oesterreicher zurückgezogen und traten am Tage nach der Schlacht den Rückweg in ihre Heimath an. Friedrich aber wandte sich gegen Schweidnitz, welche Festung er einer ebenso regelrechten als schwierigen Belagerung aussetzte. Die Ungeduld über die langsamen Fortschritte der Belagerungsarbeiten hatte den König so ungewöhnlich erregt, daß er auf einmal den Gedanken faßte, sich im freien Felde die Ader öffnen zu lassen. Er fragte sein Gefolge, ob nicht ein Feldscheer da sei? Man brachte einen. Der König stieg vom Pferde, zog seinen Rock aus, setzte sich auf einen Rain und die chirurgische Operation ging vor sich. Schon blutete die

Oeffnung, als eine Bombe neben dem König niederschlug und ihn mit dem Feldscheer ganz mit Blut bespritzte. Der Feldscheer lief, was er laufen konnte, davon und ließ den König sitzen. Dieser blieb ganz ruhig, rief ihm zu, er solle doch wiederkommen und die Ader verbinden, und fügte einige von seinen bekannten Drohungen hinzu. Der Feldscheer kam endlich nach vielen ängstlichen Aeußerungen zurück. „Er hat das Herz am rechten Orte, wie ich merke," sagte ihm der König; binde Er die Ader zu." Dies that der halbtodte Feldscheer mit zitternden Händen; der König aber setzte sich zu Pferde und ritt ruhig weiter.

Aber trotz dem Aderlaß und dem Ungestüm des Königs schritten bei dem ungünstigen Terrain die Belagerungsarbeiten nur langsam vor, was dem ungeduldigen König gar nicht recht war. Seine Unzufriedenheit richtete sich jetzt gegen seine Ingenieure. Er sprach bei den Laufgräben mit einem Stabskapitän dieses Korps sehr hart und sagte zuletzt im Unwillen: „Scher' Er sich zum Teufel." — Der Offizier ging stillschweigend weg. Da er aus dem Gange herauskam, rief ihn der König zurück und sagte: „Ich will, daß Ihr die Belagerung fortsetzt und dann fortgeht." — Ohne sich lange zu bedenken, antwortete ihm der Offizier: „Ew. Majestät bin ich für die Gnade verbunden, daß Sie mir erlauben,

mir erst ein Bein oder einen Arm wegschießen zu lassen, ehe ich aus Ihren Diensten gehe. Ich habe aber beide nöthig, damit ich Ew. Majestät die Unkosten ersparen kann, mich aus Ihren Staaten tragen zu lassen.“ — Ueber diese Dreistigkeit war der König nicht ungehalten, sondern lachte darüber, befahl ihm, wieder an seine Arbeit zu gehen und beschenkte ihn reichlich.

Bei alledem ward jedoch die Belagerung Tag und Nacht eifrig fortgesetzt und der Fall der Festung war unvermeidlich. Während dieser Zeit hatte der König sein Hauptquartier in Peterswalde, unweit Reichenbach, genommen, wo ihn auch die Einnahme von Schweidnitz überraschte. Nachdem die Oesterreicher weggeschlagen waren, ging dieser feste Platz an die Preußen über und der König bestimmte, daß den folgenden Tag Viktoria geschossen werden sollte. Zu diesem Zweck mußte die Armee parademäßig ausrücken. Friedrich kam mit dem damaligen Prinzen von Preußen aus Peterswalde geritten, um sie in Augenschein zu nehmen. Sobald der Oberst v. Schwerin ihn kommen sah, sprengte er mit dem Pferde ihm schnell entgegen, um seine Befehle zu empfangen, hatte aber das Unglück, beim Uebersetzen über einen Graben zu stürzen, ohne jedoch Schaden zu nehmen. Das Pferd war stehen geblieben, der Oberst schwang

sich sogleich wieder darauf und galoppirte, als ob Nichts geschehen sei, dem König entgegen. Sobald er zu dem Monarchen kam, sagte dieser zu ihm: „Er ist gefallen." — „Ja! Doch nicht aus Ihro Majestät Gnade?" — „Nein!" war des Königs Antwort, welchem dieser Einfall gefiel. „Nur aus dem Sattel in den Sand."

Der König war durch die Erstürmung der Festung Schweidnitz vollkommen befriedigt und er hoffte von diesem Waffensiege die besten Folgen für die Zukunft, namentlich aber eine moralische Erhöhung des Muthes seiner Truppen. Eine solche Wirkung zeigte sich auch bald; denn unmittelbar darauf ging für ihn die erfreuliche Nachricht ein, daß Prinz Heinrich am 29. Oktober die Feinde in einem blutigen Kampfe bei Freiberg in Sachsen auf's Haupt geschlagen habe. Diese Schlacht war die letzte im siebenjährigen Kriege und immer mehr neigte sich das Glück dem König von Preußen zu; denn wie dieser gegen die Oesterreicher und Russen, so hatte in den letzten Jahren auch der Herzog von Braunschweig seiner geringen Hülfsmittel ungeachtet stets mit großem Ruhme gegen die Franzosen gefochten. Er sah sich zwar oft in der Lage, von ihrer Uebermacht zurückgedrängt zu werden, aber der krieggeübte Held wußte immer wieder vorzudringen und dem Feinde die errungenen Vortheile

streitig zu machen. Er verfuhr dabei mit ungemeiner Schlauheit, so daß seine kunstvollen Märsche und Gegenmärsche sogar die Bewunderung der Franzosen erregten. Seinem militärischen Scharfblick und seinem strategischen Talente überhaupt hatte er es zu verdanken, daß er bei Villinghausen, bei Wilhelmsthal und zuletzt bei Lutternburg glänzende Siege über den ihm vielfach überlegenen Feind erfocht. Drauf gelang es ihm, am 1. November 1762, der Hauptstadt Kassel sich wieder zu bemächtigen und stand eben im Begriff, die noch günstige Jahreszeit zu benutzen, um die Franzosen über den Rhein zurückzujagen, an dessen Ausführung er jedoch durch ein eben so unerwartetes als erfreuliches Ereigniß verhindert wurde. Frankreich hatte den Frieden angeboten und der König säumte nicht, diese Gelegenheit zu ergreifen, um sich wieder freie Hand zu verschaffen und sich und seinem Lande den langentbehrten Frieden wiederzugeben. Der Friedensschluß zwischen Frankreich, England und Preußen wurde denn auch am 10. Februar 1763 förmlich abgeschlossen.

Unter solchen Umständen sahen Maria Theresia und der Kurfürst von Sachsen wohl ein, daß sie nicht länger im Stande waren, den Krieg auf eigne Hand gegen Preußen fortzuführen, und sie mußten sich, wohl oder

übel ebenfalls entschließen, friedliche Wege einzuschlagen; hatte doch Beiden ein blutiger siebenjähriger Kampf die Ueberzeugung beigebracht, daß es ihnen nimmer gelingen werde, ihrem tapfern Gegner das schöne Schlesien wegzunehmen, noch viel weniger denselben zum Markgrafen von Brandenburg erniedrigen zu können. Auch sie boten daher dem König die Friedenshand dar. Zur Vornahme und Abschließung der Friedensunterhandlungen wurde das sächsische Jagdschloß Hubertsburg bestimmt. Dahin entsandten die Frieden schließenden Mächte ihre Bevollmächtigten; der König von Preußen war durch den Minister v. Herzberg vertreten. Wie sein Fürst als Einer gegen Viele den Krieg geführt, so hatte er auch jetzt mehrern Gegnern gegenüber den Frieden zu schließen, und er schloß ihn auf eine so geschickte, für Preußen ehrenvolle Weise, daß es wieder vollständig in den Besitz von Schlesien und der Grafschaft Glatz gelangte und auch nicht einen Fuß breit von seinen sonstigen Besitzungen verlor. Die Friedensurkunde ward am 15. Februar 1763 unterzeichnet. Der Jubel über diesen Frieden war grenzenlos, und Stadt und Land begingen das hochwichtige Ereigniß in der fröhlichsten Weise. Wer keinen Krieg erlebt hat, kann sich wohl kaum einen Begriff von den freudigen Gefühlen machen, welche bei

dem Worte **Frieden** das Herz durchströmen, und unwillkürlich wird man dabei an die schönen Worte eines unsrer gefeiertsten Dichter erinnert, welcher sagt:

„Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!"

Der sieggekrönte Fürst kehrte zur Freude seiner Unterthanen in seine Residenzstadt zurück. Die an Prunk gewöhnten Berliner hatten dem heimkehrenden Helden einen festlichen Empfang zugedacht, aber er, dessen Blicke mit Schmerz auf den zertrümmerten Staaten weilten, konnte es nicht über sich gewinnen, sich zum Gegenstande einer festlichen Verehrung herzugeben, und wußte es daher so einzurichten, daß er erst am 30. März, viel später als vorher bestimmt war, in dunkler Abendstunde in seiner Hauptstadt eintraf, dort nur kurze Zeit sich aufhielt und dann nach Potsdam und Charlotten-

burg eilte. Nach dem letzteren Orte beschied er eines Tages seine Sänger und Musiker und befahl ihnen, in der Schloßkirche zu einer bestimmten Stunde das geistliche Lied: „Herr Gott, Dich loben wir!“ feierlich zur Aufführung zu bringen. Das Künstlerpersonal stellte sich pünktlich ein und hatte geglaubt, daß eine eben so zahlreiche als glänzende Versammlung die Kirche füllen würde. Statt dessen aber erschien der König ganz allein, nahm Platz auf seinem Stuhle und gab das Zeichen zum Beginnen. Die Musik nahm ihren Anfang und Jeder leistete das Mögliche, um nach Kräften zum Gelingen des Ganzen beizutragen. Als gleich dem Cherubimgesang die herrliche Melodie des hohen Lobliedes die weiten Hallen des Gotteshauses erfüllte, da wurde der große Friedrich von einer so mächtigen Rührung ergriffen, daß er andachtsvoll auf seine Kniee sank und mit Thränen im Auge dem Ewigen seinen aufrichtigen Dank darbrachte für die oft wunderbare Rettung und Hülfe, die er ihm in den bedrängtesten Lagen während eines langen und blutigen Krieges, der nun so glücklich beendigt war, hatte angedeihen lassen. So feierte der siegreiche König das Friedensfest nach dem siebenjährigen Kriege, und seine andachtsvolle Stellung hatte etwas so Ueberwältigendes, daß kein Auge trocken blieb. Noch

niemals hatte man einer erhebenderen kirchlichen Feier beigewohnt.

Der König sprach gern von den großen Schlachten dieses langjährigen Feldzugs und hörte noch lieber seine Generale davon erzählen. So speiste einmal der General Seidlitz bei dem Könige zu Potsdam. Unter mancherlei Gesprächen kam auch die Rede auf die Roßbacher Bataille, und der König sagte: „Mein lieber Seidlitz, ich bin Euch, den Offizieren und dem ganzen Regiment wegen dieses Sieges viel Dank schuldig.“ — Seidlitz antwortete: „Ihro Majestät erlauben, nicht allein mein Regiment, sondern auch sogar mein Feldprediger Balke hat tapfer mit eingehauen. Als die Bataille anging, schnallte er sich einen überkompletten Reiterdegen um und attakirte mit frisch drauf los.“ — „Ei den Teufel auch,“ sagte der König, „so muß ja wohl dieser Mann wegen seiner außerordentlichen That auch außerordentlich belohnt werden? Eben ist der Feldpropst gestorben. Der Balke soll die Stelle haben.“ Der Feldprediger Balke ward bald nachher nach Potsdam berufen und war nicht wenig überrascht, als er mit der erledigten Feldpropststelle betraut wurde.

So wie der König diesen Einzelnen mit seiner Gnade beglückte, so wandte er seine Aufmerksamkeit dem ganzen

Lande zu. Das war aber auch dringend nöthig, sollte wieder Leben und Gedeihen in die erschöpften Provinzen kommen; denn der eben beendigte Krieg, welcher sieben Jahre lang unausgesetzt mit Erbitterung und Wuth, ja nicht selten auf eine barbarische Weise geführt worden war, hatte nicht nur Preußen fast zu Grunde gerichtet, sondern über ganz Deutschland Jammer und Elend gebracht. Eine ganze Reihe von Städten und Dörfern war zerstört und die gesegnetsten Fluren waren von den Hufen der Rosse zertreten und in Einöden verwandelt worden. Oft ganze Dörfer waren menschenleer, indem ihre frühern Bewohner entweder im Kriege geblieben oder von den einbrechenden Feinden vertrieben worden waren. Hatte doch das preußische Heer während des siebenjährigen Kampfes allein einen Verlust über 200,000 Menschenleben zu beklagen, während die Verluste seiner Verbündeten, der Engländer, Hannoveraner, Hessen &c. auf 160,000 Mann geschätzt werden. Noch größer waren die Verluste der Feinde des Königs, sie betrugen mehr als eine halbe Million Menschen, welche ihr Leben hatten zum Opfer bringen müssen. Dieser Verlust an Menschenleben traf Oesterreich mit 140,000 Mann, Rußland mit 120,000 Mann, Frankreich mit 200,000 Mann, Schweden mit 25,000 Mann und das deutsche Reich

mit 28,000 Mann*). Unter solchen Umständen ist es wohl nicht zu verwundern, wenn es überall auf dem Lande an der männlichen Bevölkerung fehlte, um den Acker zu bestellen. Weiber mußten daher die Felder besorgen, und in vielen Orten fehlten auch diese, so daß auf Befehl des Königs im Jahre 1765 hundert der stärksten Waisenknaben aus dem Potsdamer Waisenhaus genommen wurden, um das entvölkerte platte Land in der Arbeit zu unterstützen. Auch in anderer Weise sorgte der umsichtige Fürst, die bedeutenden Lücken in der Bevölkerung auszufüllen. Er entließ die im Heere dienenden Preußen und suchte sie durch ausländische Werblinge zu ersetzen, indem er zugleich bestimmte, daß auch für die Folge so wenig wie möglich Preußen zum Militärdienst herangezogen werden sollten, bis sich die

*) Das unglückliche Sachsen allein berechnete seinen Verlust auf 90,000 Menschen und auf 70 Millionen Thaler an Lieferungen und Kontributionen, außer einer Schuldenlast von 20 Millionen Thalern und 2,455,223 Thalern, welche nach geschlossenem Frieden noch an Preußen als Kontribution gezahlt werden mußten. Auch sein Münzwesen war zerrüttet, 4888 Zentner schlechte 1/3-Stücke wurden in Freiberg mit großem Verluste eingeschmolzen, da man mit 100 Thalern 1/3-Stücken erst 38 Thaler 12 gute Groschen 10 Pfennige Silberwerth auszahlte.

Bevölkerung des Landes erst wieder vermehrt haben würde. Die Anzahl der aus dem Militär entlassenen Personen belief sich auf 30,780. Ihnen zur Selbstständigkeit und zu einem thätigen Leben zu verhelfen, war damals um so leichter, als man sie nur in die menschenleeren Dörfer zu verweisen brauchte. Gleichzeitig wurde auch die Bestimmung getroffen, daß sich die Soldaten in den Kantonen ohne Erlaubniß ihrer Hauptleute verheirathen durften, um auch auf diese Weise eine Vermehrung der Bevölkerung zu erzielen. Zahlreiche Gebäude, von ihren Wirthen verlassen, waren dem Verfallen nahe gebracht und mehr als 13,000 Häuser waren in der preußischen Monarchie zerstört und in Asche gelegt worden, von denen keine Trümmer mehr zu sehen waren. Die blühendsten Gefilde glichen nach dem Kriege unfruchtbaren Wüsten, denn es fehlte an allen nöthigen Hülfsmitteln, ja sogar an Saatkorn, um Felder und Wiesen wieder in Stand zu setzen.

Der Adel und der Bauer waren von so vielen verschiedenen Heeren rein ausgeplündert und durch Brandschatzungen und Futterlieferungen vollständig ruinirt worden; der Feind hatte ihnen Nichts gelassen, als das nackte Leben. Aber nicht nur auf dem Lande, sondern

auch in den Städten war der Wohlstand und der Verkehr im bürgerlichen Leben vernichtet worden. Dort war von gesetzlicher Ordnung und polizeilicher Verwaltung keine Spur mehr und es herrschte in dieser Beziehung ein wirres Durcheinander. Die Gerichtshöfe und die Finanzbeamten waren durch oft wiederkehrende feindliche Ueberfälle in Unthätigkeit versetzt worden. Das Schweigen der Gesetze hatte bei dem Volke den Hang zu Liederlichkeiten erzeugt, und daraus entstand eine unbezähmte Begierde nach Gewinn. Edelleute und Bauern, Kaufleute und Handwerker, Alle erhöhten den Preis ihrer Erzeugnisse und Waaren nach Belieben, und ihre Forderungen grenzten fast an's Unverschämte. Alle diese Mängel erforderten die dringendste Abhülfe, und der König, dem die Zerrüttung seines Landes tief zu Herzen ging, säumte nicht, werkthätig einzugreifen. Er sah voraus, daß sich die Provinzen durch eigne Hülfe nicht schnell genug würden heben können, und beschloß in diesem Falle Staatshülfe eintreten zu lassen. Auf seine Anordnung erhielt Schlesien 3 Millionen, Pommern und Neumark 1,400,000, Kurmark 700,000, Herzogthum Kleve 100,000 und die Provinz Preußen 800,000 Thlr. Außerdem ließ er die Magazine öffnen und daraus 25,000 Scheffel Roggen und Mehl, 17,000 Scheffel

Hafer an die hülfsbedürftigsten Gemeinden vertheilen; ja er ging noch weiter, er verringerte die Armee und ließ 35,000 Pferde von den Regimentern und der Artillerie an die Edelleute und Bauern abgeben. In denjenigen Landestheilen, wie im Herzogthum Crossen, im Hohenstein'schen und Halberstädtischen, welche durch den Krieg besonders schwer zu leiden gehabt hatten, wurden die Steuern zur Hälfte ermäßigt. In Schlesien wurde die Zahlung der Steuern auf 6 Monate, in Pommern und Neumark auf 2 Jahr erlassen. Der Adel erhielt zur Instandsetzung seiner Güter und zur Bezahlung seiner Schulden ansehnliche Summen, denn viele dieser Edelleute waren so total ruinirt, daß sie bei dem herrschenden Geldmangel und der Kreditlosigkeit überhaupt niemals Aussicht hatten, sich aus ihrem Ruin wieder emporzuarbeiten. Von dieser Ueberzeugung schien auch der König durchdrungen zu sein. Um daher die Güter der Adligen in einen bessern Zustand zu versetzen, verordnete er vermittelst Reskript vom 12. Februar 1762, also ehe der Krieg noch ganz beendet war, daß auch Bürgerliche adlige Güter kaufen konnten, weil es darunter bei den jetzigen Kriegszeiten nicht so genau genommen werden könne, jedoch sollten dann diese wenigstens einen von ihren Söhnen dem Militärstand widmen und her-

geben, und solchen dergestalt erziehen, daß derselbe bei einer guten Konduite als Offizier mit employirt werden könne." Aber schon nach Beendigung des Krieges, am 31. März 1763, wurde das den Bürgerstand vom Ankaufen adliger Güter ausschließende Verbot wiederhergestellt, und in spätern Reskripten vom Jahre 1765 der Adel darüber getadelt, daß er sich nicht schnell genug „konservirte." In einer dieser Verordnungen vom 14. Juni 1785 heißt es: „Kein Mensch bürgerlichen Standes soll mehr die Erlaubniß haben, adlige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen bloß allein für die Edelleute sein und bleiben;" eine Beschränkung, welche zum größten Nachtheil für den Adel ausschlug. Ebenso erhielten diejenigen Städte, welche in Folge des Krieges an den Rand des Verderbens gebracht worden waren, bedeutende Unterstützungen: so z. B. Landshut 200,000 Thaler, Striegau 40,000 Thaler, Halle 40,000 Thaler, Crossen 24,000 Thaler, Halberstadt 40,000 Thaler, Minden 20,000 Thaler, Bielefeld 15,000 Thaler und die Städte der Grafschaft Hohenstein 13,000 Thaler.

Eine besondere Aufmerksamkeit wandte der König dem Adel Schlesiens zu. Dort waren viele adlige Familien so sehr in Verfall gekommen, daß sie in Gefahr standen, ihre Güter durch Konkurs zu verlieren. Um

diesem vorzubeugen, wurden ihnen von den Gerichten Fristungsbriefe auf zwei Jahre bewilligt; allein durch diese Maßregel wurde der Kredit erst recht gründlich zerstört. Friedrich, der es als eine dringende Pflicht erachtete, den ersten Stand des Staates nicht ganz untergehen zu lassen, mußte daher zu andern Hülfsmitteln greifen. Er übernahm es, dessen Schulden aus der Staatskasse zu decken. Er bezahlte für den Adel in Schlesien 300,000 Thaler und für den in Pommern und Neumark 500,000 Thaler Schulden, zu welchen Summen noch 500,000 Thaler hinzugefügt wurden, um die Güter in Stand zu setzen. Aber diese Vorschüsse glichen nur einem Tropfen Wasser auf einem heißen Stein; denn die Schulden der adligen Güter in Schlesien betrugen allein 25 Millionen Thaler. Später, im Jahre 1770, wurde durch die Einführung des sogenannten landwirthschaftlichen Kreditsystems dem Uebel besser abgeholfen. Mehr als 400 adlige Familien wurden dadurch vom Verlust ihrer Güter errettet. In den Städten und Landgemeinden flößten jedoch die geringen Unterstützungen neuen Muth ein. Von der Hoffnung auf glückliche Zeiten belebt, gingen der Bürger und Landmann rüstig an ihr Tagewerk und suchten sich durch rastlose Thätigkeit ein bequemeres Leben zu verschaffen und all-

mälig zum Wohlstand emporzuarbeiten, wobei ihnen die hohen Preise der Erzeugnisse sehr zu statten kamen.

Aber nicht nur die adligen Güter, Städte und Dörfer waren durch den Krieg ruinirt worden, sondern auch die Ordnung und Mannszucht im Heere war durch die Zügellosigkeit des siebenjährigen Feldzuges so vollständig abhanden gekommen, daß eine neue Heereseinrichtung mit großer Strenge eingeführt werden mußte. Es ging jedoch damit so langsam vorwärts, daß die guten Folgen erst im Jahre 1775 klar hervortraten. Seit dieser Zeit bekam die Armee wieder ein ächt militärisches Ansehen. Nur an den Rekrutirungen und Werbungen wurde Nichts geändert, sie behielten ihre drückende Härte, welche durch die sich verbreitende Aufklärung nur noch greller erschien.

Es konnte nicht fehlen, daß bei der Verringerung der Armee nach dem Kriege mancher verdienstvolle Militär in eine schlimme Lage versetzt wurde. So hatte ein Schmiedeknecht aus einem schlesischen Dorfe bei Errichtung der Freibataillone in dem des Quintus Icilius Dienste genommen, ward Unteroffizier und avancirte mit dem Orden pour le mérite bis zum Major; er ward bei Auflösung dieses Freikorps seinem Schicksal überlassen und da er keine Versorgung fand, wurde er wieder Schmied, unterließ aber nicht, den Orden öffentlich zu

tragen. So fand ihn einst bei der Arbeit Seidlitz, welcher ihn fragte, was er da mit dem Orden mache? Der Schmied erzählte ihm sein Schicksal, und da es eben Revuezeit war, so meldete Seidlitz diese Geschichte dem Könige. Quintus befand sich im Gefolge des Königs und auch mit an der Tafel, wo ihn Friedrich anredete: „Quintus, Er hat schön Zeug bei seinem Bataillone zu Offizieren genommen, da ist z. B. ein Schmiedeknecht, der mit dem Verdienstorden prunkt, wie ist denn dieser Cyclope eigentlich zu dem Orden gekommen?" Quintus erwiderte: „Ah! ich erinnere mich — der brave Kerl! ja ich wünsche, Ew. Majestät hätten viel solcher Schmiede in der Kampagne gehabt. Dieser hat gewiß das Seine gethan und Ew. Majestät sind bei der Gelegenheit selbst zugegen gewesen, da er sich bei Ihnen den Orden in Sachsen verdiente." — „Warum," fragte der König weiter, „hat Er mir den Mann nicht bekannt gemacht?" Quintus erwiderte: „Das ist geschehen, aber Ew. Majestät waren damals so sehr gegen die Freibataillons eingenommen und haben den Namen dieses Tapfern gestrichen." Der König lächelte und sagte mit Kopfschütteln: „Er hat kein Glück gehabt, sonst müßte ich ihm geholfen haben. Nun, hör' Er, ich will dem Manne eine Pension geben, weil er es verdient;

aber dann muß er auch den Orden aus der Schmiede weglassen und sich still hinsetzen, bis ich ihn rufen werde." Der gewesene Major erhielt nun ein gnädiges Handschreiben, in welchem ihm eine ausreichende Pension zugesichert wurde. Wer war da glücklicher als dieser Mann!

Bei der gnädigen Fürsorge, welche der umsichtige König dem großen Ganzen, sowie jedem Einzelnen, dem Größten wie dem Geringsten in seinem Staate zuwandte, konnte es nicht überraschen, daß die zertrümmerten Städte und Dörfer, sowie die verwüsteten Landstrecken wie durch ein Wunder aus ihrer Versunkenheit sich erhoben und in neuer, glänzender Gestalt wieder hergerichtet wurden. Es bedurfte freilich langer Jahre, ehe das schwergeprüfte Land von seinen Wunden sich wieder erholte, aber bei dem angestrengtesten Fleiße der Bevölkerung und bei der fortwährenden Ermunterung von Seiten des Königs, welcher Alles aufbot, um Handel und Industrie, Gewerbe und Landbau nach Kräften zu fördern, konnte es nicht ausbleiben, daß Preußen im Laufe der Zeit sich in jeder Beziehung auf eine solche Stufe der Vollkommenheit emporschwang, daß es die Bewunderung Europa's erregt. Mögen Ruhe und Friede und ein einträchtiges Zusammenwirken zwischen Fürst und Volk auch ferner dem gesegneten Lande nicht fehlen! —

Sachregister.